Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 068181716

Raff

DER REBELREITER

UND ANDERE GESCHICHTEN

Digitized by Google

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Engelhorns Roman-Bibliothek

Helene Raff

Der Nebelreiter

28. Jahrgang
Band 24

Neuer Preis
vom 1. Oktober 1919 an
M. 3.—

Digitized by Google

Engelhorns Allgemeine
Roman-Bibliot

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller

Alle 14 Tage erscheint ein Band

Preis jedes Bandes 50 Pf. Elegant in Leinwand gebunden

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 P

Über „Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek" schreibt die „Straßburg
Seit siebenundzwanzig Jahren erfreuen sich die „Rotröcke", die in rote Leinw
schmackvoll gebundenen Bände aus „Engelhorns Allgemeiner Romanbibliothek", eine
Beliebtheit beim deutschen Lesepublikum. Wir haben wiederholt das Verdienst de
darin liegt, einerseits dem leselustigen Publikum gute Unterhaltungsliteratur zu bi
anderseits sie zu einem Preise und in einer Ausstattung zu liefern, die sowohl den
rungen des Geschmacks als auch den kategorischen Imperativen des Geldbeutels
trägt. Durch eine sorgsame Auswahl aus den Literaturen aller Völker sichert die
buchhandlung der Sammlung eine große Reichhaltigkeit; sie erfüllt die Forderu
vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Diese Buntheit macht es auch, daß „En
Allgemeine Romanbibliothek" in der stattlichen Reihe von ähnliche Zwecke verfe
Sammlungen, angesichts deren man sich wirklich wundern muß, daß noch Leihbil
bestehen können, immer noch die erste Stelle einnimmt.

Sämtliche in unsrer Sammlung bisher erschienenen Romane können fortwähre
jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pfennig für den broschierten und 75
für den gebundenen Band bezogen werden. – Vollständige Verzeichnisse stehen
gratis und franko zu Diensten.

Vierundzwanzigster Jahrgang

1. 2. Die Schuldige. Von Richard Voß.
3. Die Villa des Gerechten. Von Rudolf Hirschberg-Jura.
4. Ein ritterlicher Buschklepper. Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.
5. 6. Paradiesvogel. Von Paul Oskar Höcker.
7. Der gesegnete Tag. Von Astrid Ehrencron-Müller. Aus dem Dänischen.
8. Der Wegweiser. Von Anselma Heine.
9. 10. Rebekka vom Sonnenbachhof. Von Kate Douglas Wiggin. Aus dem Englischen.
11. Der rote Faden. Von Georg Wagner.
12. Ein verlorener Posten und andere Geschichten. Von H. M. Crocker. Aus dem Englischen.
13. 14. Die Macht der Vergangenheit. Von Daniel Lesueur. Aus d. Französischen.
15. Die Befreiten. Von Hermann
mann.
16. Liliput, der Schicksalsmoto
Lloyd Osbourne. Aus dem En
17. 18. Der rote Kersten. Von Richar
ronnek.
19. Das anvertraute Gut und an
schichten. Von Bret Harte.
Englischen.
20. Die Dachprinzeß. Von Herm
linger.
21. 22. Mary am Ottertor. Von B. M.
Aus dem Englischen.
23. Schwestern. Von Paul Bourg
dem Französischen.
24. Im Taifun. Von Joseph Conra
dem Englischen.
25. 26. Die Kinder des Herrn von Har
Von Hanns von Zobeltitz.

Fortsetzung siehe 3. Seite des

Digitized by Google

Nebelreiter und andere Geschichten

Digitized by Google

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

Band 24
Achtundzwanzigster Jahrgang

Digitized by Google

Der Nebelreiter
und andere Geschichten

Von Helene Raff

Stuttgart 1912
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Digitized by Google

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehal
Copyright 1912 by J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttga

Digitized by Google

vorbehal
chf.

Der Nebelreiter

Rupert Förg stand inmitten aufgelockerter Heuwellen und fuhr scharf mit der stahlzinkigen Gabel drein. Solch ein Gelump wie das heurige Gras! Während iner Militärzeit hatte Rupert Gegenden gesehen, wo er Wieswachs doppelt so hoch gedieh, und wo man drei-, ja viermal im Jahre schnitt. Hier brachte man es rapp auf zweimal: dürres, saftloses Zeug, daß einen as Vieh darob erbarmen mochte! Zum wenigsten hatte iesmal der Regen das Heu ziemlich verschont; und es hien, als würde es auch trocken hereinkommen.

Einen raschen Blick warf Rupert nach seinem Mitnecht und den beiden Mägden: ob sie ordentlich die rme rührten? Es sollte keines meinen, dem Herrott den Tag abstehlen zu dürfen, weil er, der Rupert, er Arbeit vorstand seit — seit des Wirtes jähem Vererben. Eben drum, eben deshalb durfte nichts verbsäumt werden; er fühlte sich haftbar dafür. Aber in zweiter Blick auf die angrenzenden Grundstücke berzeugte ihn, daß die andern eher im Rückstand aren gegen ihn, der sich vor Tau und Tag erhoben nd die Seinen gleichfalls herausgetrieben hatte. Beriedigt wollte er sich dem Werk seiner Hände zuwenden — da sah er jemand in voller Hast über die Felder euchen. Eine alte Frau! Sie lief, was sie konnte, ndes die grauen Haarsträhne ihr feucht und wirr um ie Schläfen hingen. Was sie den Leuten auf der Nachbarwiese zuschrie — Rupert verstand es nicht. Er hatte die Alte erkannt; mit gefurchter Stirn wandte

Stuttga

5481
13
367
(RECAP) 5489975
Digitized by Google

er sich ab und schwang die Gabel grimmiger denn zuvor.

Die Frau war drüben zur Stelle gelangt, wo d Grumberger und sein Gesinde sich just bemühten, eine halbvollen Heuwagen vollends kunstgerecht aufzulade Ihre atemlos gestammelten Worte fanden zögern Gegenrede — wie es schien: abschlägigen Besche Dringlicher, erregter ward das Hin und Her, bis des Grumbergers laut und nachdrücklich hervorgestoß nem Schluß: „Heut kann keiner ein Roß herleihen, d eins hat! Man braucht sie allzu notwendig, un auf die Nacht muß das Vieh seine Ruh' haben. He geht's einmal nicht!"

Da war nichts zu machen. Was der Grumberge gesagt hatte, dabei blieb er! Das wußte die Bittend so gut wie jedermann. Sie kam über den Grenzstri gehumpelt, der die beiden Güter trennte; zaghaft blie sie in einiger Entfernung von Rupert stehen — m gedämpfter Stimme rief sie seinen Namen. Er lie sie zweimal rufen, ehe er sie grob anfuhr: „Was willst?

„Die Afra! Sie ist krank — zum Versterben!"

In des Knechtes Gesicht bewegte sich nichts. „Di Afra?! Seit wann denn? War doch am Sonntag no kreuzfidel!"

„Vorgestern hat's angehebt: so arges Stechen i Leib und in den Seiten. Ich hab' sie ins Bett und hab ihr einen Tee gekocht, und wie's nicht besser ist wor den, hab' ich die Schäfer-Gret zu ihr gerufen. Abe nichts hat genutzt: seit gestern kennt sie mich nimme und eine Hitz' hat sie, gerad' wie ein glühender Ofen. Die Mutter schluchzte.

„Mußt halt den Herrgott anrufen!" sagte Rupe rauh. „Oder einen andern, wenn du auf den bessere Vertrauen hast. Mich geht's nicht an."

„Doch geht's dich an — euch alle mitsammen! Ich brauch' einen, der mir um Gotts Willen den Dokto herschafft, und keiner hat Zeit, und keiner will mir ei Roß geben!"

Digitized by Google

Nun begriff Rupert. Zum Doktor in den Markt
ren zu Fuß drei Stunden; wer Eile hatte, mußte
ten oder fahren. Und in der kleinen, weltabgelegenen
ctschaft gab es nicht vier, die so reich waren, daß sie
ben dem Hornvieh noch Gäule im Stall stehen hatten.
„Was der Grumberger gesagt hat, hab' ich gehört.
nd so wird jeder sagen: heut heißt's fest fortarbeiten,
enfch und Vieh, damit man fertig wird. Denn 's
etter halt't nimmer." Er deutete nach dem Himmel,
r bleiern und dunstig hersah.

Mit beiden Händen fuhr sich die Alte nach dem
opf. „Seid's ihr denn Menschen, seid's Christen?
nd wollt ein armes Mädel verrecken lassen wie einen
und! Du bist ja schier fertig, kannst dir die Zeit
ohl abbrechen; und ein Roß, ein übriges, habt ihr
ich."

„Den Rapp!" Unwillkürlich trat Rupert einen
schritt zurück. „Den kann man doch nicht hernehmen
– grad dazu!" Er war förmlich blaß geworden.

Die Bittstellerin duckte sich verschüchtert zusammen.
„Wenn halt die Not so groß ist —" murmelte sie.

Von hüben und drüben reckten sich lauschende Köpfe
nach den beiden; die Knechte und Mägde waren neu-
ierig, den Ausgang des Wortwechsels abzupassen.
Man konnte nicht wissen: wenn einer eine zuvor gern
gehabt hat!

„Rupert! Geh, hab ein Einsehn! Wirst dich wohl
nicht rächen wollen, jetzt, an uns zwei arme Weiber?"

Dem Rupert gab es einen Ruck. Sich rächen —
jemand Böses wünschen? Nein, das nicht: nie mehr!

„Meintswegen," beschied er sie, „wollen hören, was
die Frau dazu sagt!"

Ohne des unterdrückten Flüsterns umher zu achten,
schlüpfte er in seine am Boden liegende Joppe und
erteilte den Heuern ein paar knappe, klare Weisungen.
Dann verließ er das Feld, gefolgt von der nachtrotten-
den Alten. Ein Stück weit waren sie entfernt, da reckte
der Grumberger seine hagere, sehnige Gestalt empor

Digitized by Google

und schrie Rupert nach: „Du! Wennst d' wirklich d
Rappen reit'st, gib Obacht, daß dir keiner begegne
Rupert erwiderte nichts. Stumm schritt er neb
der Alten die staubige, steinige Straße entlang. A
sie zu einer Kreuzung kamen, wo Rupert den gerad
Weg zu ihrem beiderseitigen Ziel einschlagen woll
hielt ihn die Frau zurück.

„Geh, ich möcht' nur zuvor nochmal schauen nach ih

Ohne ein Wort, mit finster gerunzelten Brau
gab er ihr das Geleit in der Richtung, wohin sie ve
langte. Eine niedrige, unsaubere Häuslerwohnung w
es, in die sie eintraten; dumpfige Luft, vermisc
mit dem scharfen Geruche von allerlei Kräutern, schl
ihnen entgegen. Rupert blieb an der Tür stehen u
ließ seine Augen wandern über den unwohnlichen Raum
An Einrichtung war noch immer nicht viel vorhande
den wackligen Tisch und die paar schadhaften Stüh
kannte Rupert von früher her, desgleichen den schreie
bunten, hie und da zerschlissenen Überzug des Kan
pees. Vom Nagel der Wand gegenüber leuchtete etw
Blütenweißes, ein duftig flatteriges Gewand, das fris
aus den Händen der Nähterin und Büglerin hervo
gegangen schien, und auf dem Stuhl am Bette la
neben allerhand unordentlich verknülltem Zeug, ei
ebenso weißes Leibchen, mit Spitzen und rosigen Schle
fen geschmückt. Ruperts Blick streifte den Tand nu
flüchtig, dann blieb er an dem Mädchenhaupte hange
dessen Blondhaar sich schimmernd von den zerwühlte
Kissen abhob. Wie der Rupert dies Haupt, dies Ha
einmal liebgehabt hatte! So wütig, so unvernünft
gern! Wie er jeden Pfennig, den sie ihm nicht ab
schmeicheln wußte für irgendeinen ihrer vielen Wünsch
beiseit legte, damit es bald hinreiche zur Heirat.
biß sich auf die Lippen — nicht erinnern wollte er sic
wollte nichts mehr wissen davon. So wenig wie d
Mädchen davon wußte, die weder die Gegenwart d
Mutter noch die des Mannes empfand.

Mit glühenden Wangen, die unnatürlich glanzvolle

Digitized by Google

Augen zur Decke emporgeschlagen, warf sie sich unaufhörlich hin und her, flüsterte sinnlose, abgerissene Worte.

„Nicht so drücken, Fritzl — die Seite tut weh! Pfui, du den Hund fort: das Satansvieh macht mir mein schönes Kleidl schmutzig. Und die Mutter braucht so lang. — Was ist's denn, Mutter, wird 's Kleid bald fertig? Ach, wie ist mir heiß!" — Ihre Stimme verlor sich in undeutlichem Jammern.

„So tut sie in einem fort!" sagte eine gleichgültig dreinschauende Nachbarsfrau, die mit Gebetbuch und Brille bewaffnet, am unteren Ende des Bettes saß: „Jetzt mein' ich bald selber, ein Doktor sollt' her."

„Also komm!" sprach Rupert befehlend und griff nach dem Arm der Alten, die noch zögernd am Bette verweilte. „Nachher wär' das Gehetz wegen des Fetzens da auch umsonst," murrte sie, „der so viel Geld gekostet hat und den sie partout hat anziehen wollen am Sonntag."

„Komm!" wiederholte der Knecht. Mit großen Schritten holte er aus, da sie sich wieder auf der Straße befanden. Kaum daß die Alte ihm zu folgen vermochte. Zum Glück war das Wirtshaus nicht allzu weit entfernt. Ein kahles, einstöckiges Gebäude mit frischem grauem Anstrich prangend, umgeben von einem weitläufigen Obst- und Gemüsegarten. Seitlich dem Eingang stand nahe der Straße ein Bildnis der schmerzhaften Mutter Gottes als Brunnenfigur; aus einer Röhre, die anstatt des Schwertes in der Brust der Gnadenreichen stak, sprudelte der klare Wasserstrahl in einen steingefaßten Brunnentrog. Der Knecht zog seine Mütze, als sie an dem Bilde vorbeigingen; die Alte knickste und bekreuzte sich: „Heilige Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder!" murmelte sie vor sich hin.

Rupert stieß die Tür auf. „Die Frau ist drin!" sagte er, mit gestrecktem Arm den Weg weisend. „Wenn sie dir's Roß gibt, reit' ich dir hinein zum Doktor." Er entzog ihr die Hand, die sie zu drücken versuchte, und trat in den Garten. Er fühlte, es gehöre sich nicht, daß er der Unterredung beiwohne.

Digitized by Google

Sie würden sich hart miteinander reden, die beiden. Er wußte, sie hatten sich nicht gesprochen, vielmher gemieden — seitdem —

Die Wirtin stand in der Küche am Herd, das Mahl für die heimkehrenden Feldarbeiter zu bereiten. Eine noch junge Frau, mit blassem Antlitz und müden Augen; das gescheitelte Haar trug sie schlicht im Nacken geknotet. Als sie der Besucherin ansichtig ward, richtete ihre etwas geneigte Gestalt sich auf; sie wandte das Antlitz voll der Kommenden zu — ohne Zorn, nur mit dem Ausdruck eines grenzenlosen Staunens. „Was suchst du noch hier?" sagte ihr Blick.

Hastig, gepreßt brachte die Alte ihr Anliegen vor. „Meine Afra ist krank, auf den Tod. Es muß wer zum Doktor — ich brauch' ein Roß —"

Die Wirtin ließ ihr Geköch im Stiche und trat zu der andern hinaus auf den Flur. „Und da kommst du zu mir?" sagte sie langsam, immer von dem gleichen Staunen beherrscht.

„Ich hab' sonst nirgend ein Roß zu leihen gekriegt."

„Die Unsern sind beim Heuen, kannst dir wohl denken. Es ist keins mehr da als der Rapp; den hat niemand reiten mögen, seit —"

Ihr Blick heftete sich auf den gesenkten Kopf des Weibes: „Seit mein Mann damit gestürzt ist in selbiger Nacht!"

„Das war ein Unglück; da hat keins dafür können," verteidigte sich ängstlich die Alte.

„Nein, dafür nicht! Bloß für das, was zuvor war. Dafür, daß seines Bleibens nimmer daheim gewesen ist, daß er unterwegs war, damals und immer."

„War das meine Schuld?" eiferte die Alte. „Wenn ein Mannsbild verrückt ist und macht ein junges Mädel verrückt, dann hören die zwei nicht, was die alte Mutter sagt. Liebesleut, Narrenleut!"

Die Wirtin nickte finster. „Recht hast. Narren und Rauschige muß man führen, daß sie nicht Schaden stiften noch Schaden nehmen. Du aber" — nun brach aus

Digitized by Google

ihrer Stimme der verhaltene Groll — „du warst die Gescheite, hast dir ausgerechnet, wieviel mein Elend dir einbringt. Und hast deinem Kind beigebracht, daß es ein guter Handel ist: die Liebschaft mit dem Reichsten am Ort!"

„Was? Hab' ich nicht getan und geredet dawider? Bin ich nicht fortgezogen mit meiner Dirn, wie du gewollt hast?"

„Doch! Auf mein Bitten und Betteln, und weil ich dir's Sparkassenbuch gebracht hab' von meiner Mutter selig, hast du mir's versprochen: Ihr zieht fort. Jawohl seid ihr fortgezogen, ganze zwei Stund' weit, daß er euren Verbleib leicht hat auskundschaften können; und von da an hat's ihn erst recht nimmer gelitten daheim."

Sie stockte — mit zitternden Händen griff sie sich an die Schläfe. Da die andre kein Gegenwort mehr fand, fuhr sie fort, wie zu sich selbst sprechend.

„Ein so guter Mensch — nur zu leicht umgewendet, zu nachgiebig gegen jedermanns Willen! Aber sein Gewissen hat ihm nicht Ruh' lassen, ist hinter ihm auf dem Roß gehockt in selbiger Nacht, sonst wär' das Unglück nicht geschehen. Jetzt ist's gleich, und kein Reden nutzt mehr. Bloß daß ich das Roß, dasselbe, dir geben soll, für deine Tochter, das kann ich nicht. Das darf kein Mensch von mir verlangen!"

Die Angst, sich abgewiesen zu sehen, gab der Bittstellerin neuen Mut; sie hob die gefalteten Hände zu der Wirtin auf. „Wirtin, ich bitt' dich: sei barmherzig! Um Christi Wunden willen bitt' ich dich."

Die Frau rührte sich nicht: ihre blassen Züge drückten etwas wie Trotz aus.

Die Alte fiel auf die Steinfliesen des Flurs nieder und klammerte sich an der Wirtin Gewand: „Wirtin, du hast selbst ein Kind —"

„Jawohl: ein Kind, dem der Vater fehlt, durch eure Schuld."

„Aber du hast's doch! Deinem Kind zulieb bitt' ich dich!"

Digitized by Google

Die Wirtin kämpfte. Ihr Atem flog rasch; ihre Augen irrten umher, als suche sie nach einem Rat, einem Anhalt —

Da ging die Tür auf; ein bärtiger Kopf streckte sich herein. „Wie ist's?“ rief Ruperts Stimme, „reit' ich oder nicht?“

Er hatte gewartet, bis die Zeit ihm lang geworden. Dann hatte er gemeint: wenn etwas geschehen solle, müsse es bald geschehen, und die Weiber könnten jetzt wohl fertig sein mit ihrem Geschrei. Sein Dastehen, seine Frage brachten die beiden zu sich.

Die Wirtin ward es plötzlich inne, daß einer schon hilfsbereit gewesen war: der nächst ihr am meisten Gekränkte. Sie hätte sich schämen müssen, härter zu sein als er. Da gewann ihr Herz die Oberhand.

„Es ist recht: nimm ihn, den Rappen!“ sagte sie, nur zu ihm gewendet, ohne der Alten zu achten, die sich mühsam aufgekrabbelt hatte und nun eine lange Litanei von Danksagungen anzustimmen begann.

„Hab' mir's gedacht,“ nickte Rupert; „in ein paar Minuten werden wir's haben.“

Schnell ging er hinaus; die Wirtin folgte ihm einige Schritte, um der andern keinen Abschied bieten zu müssen. Sie war dem Knecht unwillkürlich dankbar, daß sein Erscheinen ihr zum Guten geholfen.

„Das ist schön von dir, Rupert, daß du reiten magst!“

Er sah flüchtig um; einen Augenblick begegnete ihr Anschauen dem seinigen. „Wie Gott will, Frau,“ sagte er.

Den Hof überschreitend, gelangte er zur Stalltür und stieß sie auf. In seinem Stand stampfte der Rappe, ein hochbeiniges, gutgenährtes Tier, das unruhig mit dem Schweife schlug und die Ohren bewegte. Doch ließ er sich willig von Rupert den Rücken klopfen und hinausführen, auch das Zaumzeug anlegen, wobei der Knecht ihm schmeichelnd und bedächtig zusprach. Rupert verstand mit Pferden umzugehen; das hatte ihm

Digitized by Google

manches Lob eingetragen während seiner Dienstzeit bei der Artillerie.

Aber dies Pferd reiten zu müssen, just dieses von allen! Das ihn an die schlimmste Zeit seines Lebens gemahnte — ja mehr: an eine Gedankenschuld, die ihn jetzt eben von neuem brannte unter der Wirtin unverdientem Lob. Schon einmal, um des Druckes ledig zu werden, hatte er den Herrn Pfarrer gefragt: ob auch das sündhafte Denken dem Menschen angerechnet wird? Der hatte ihn beruhigt: nein, falls es ernstlich bereut worden sei, dann nicht. Aber das Denken des Rupert hatte doch eine Folge gehabt! Er hatte einen andern bitter gehaßt, ihm von ganzer Seele den Tod gewünscht, und binnen wenig Stunden war sein frevelhafter Wunsch in Erfüllung gegangen — durch den Rappen. Seitdem kam es ihm bisweilen vor, als bände die Mitschuld an einem Verbrechen sie zusammen, ihn und den Rappen, der nun fertig gezäumt vor ihm stand.

Ach was: Wünsche nutzen nichts! Und wenn der Herrgott ihm zur Strafe zugelassen, daß dieser eine Wirklichkeit ward, so gab es nichts Besseres, als wenn er jetzt, mit Hilfe des Rappen, ein gutes Werk vollbrachte. Dieser Vorsatz verlieh ihm frischen Mut: gelenkig schwang er sich auf den Gaul, saß stramm und fest oben, wie es einem ehemaligen Soldaten zukommt. „Hü, Schwarzer, voran!“

Der Rappe griff aus — im Trab durchs Tor, auf der Straße dahin. Draußen begegnete ihnen, schwerfällig einherschwankend, der hochbeladene Heuwagen. Der Knecht, der ihn begleitete, grinste vergnüglich gegen Rupert; der nickte ihm zu und riß das scheuende Roß zur Seite.

So, das war gescheit! Nun war er seiner einzigen häuslichen Sorge los! Ein paar befreite Atemzüge tat er im Weiterreiten. Es gehörte sich auch, daß das Heu hereinfuhr, wo es schon dämmerte und bald Feierabend läuten würde.

Wirklich: keine hundert Schritt ferner war er ge-

Digitized by Google

ritten, da tönte ein fei..es Gebimmel durch die abend liche Luft. Jetzt legte jeder das Arbeitsgerät aus der Hand; und die alten Weiber, die etwa noch einen Milch hafen über die Straße zu tragen hatten, deckten ihn sorgsam mit der Schürze zu, daß ihnen nichts Böses drüber kam. Nach Sonnenuntergang und Aveläuten hat das Böse Gewalt — für solche, die daran glauben. Rupert glaubte nicht daran, das ausgenommen, was ein Mensch sich selbst und andern schafft. Das freilich hatte er kennen gelernt. —

Bis er sein Ziel erreichte, würde es völlig Nacht sein. Aber das schadete nicht; desto sicherer traf er den Dokto an, in der Gaststube, beim Tarock. Hü! Alter, hopp

Das Dunkel um ihn wuchs rasch, rascher als der hereinbrechende Abend rechtfertigte. Der Reiter hielt Umschau und gewahrte die feinen Schleier, die aus der Erde emporzusteigen schienen, am Fuße der Hügel schwelten, die abgemähten Wiesen bedeckten. Nebel Den ward man gewohnt hier im Vorland; darum hatte der Himmel heute so ein verdächtiges Aussehen gehabt! Morgen löste der Nebel sich in Regen — falls nicht ein frischer Windstoß dreinblies und die Fetzen nach allen Seiten jagte. Gut, daß das Heu herein war!

Was sie daheim wohl machten, während er hier im Finstern auf der Landstraße trabte! Die Wirtin würde still wie immer den Leuten die Abendkost vorgeben — arme Seele! Er fühlte Mitleid mit ihr und Verachtung für die Alte, die inzwischen längst heimgehumpelt war. Wenn er der Afra gedachte, flossen ihm Verachtung und Mitleid ineinander, daß er beides nicht mehr unterschied. Wozu auch? Sie ging ihn ja nichts mehr an. Ist es jetzt wie der Will! Einen Christenmenschen kann man nicht ohne Hilfe sterben lassen, so wie damals der Wirt gestorben war!

Den ganzen Tag waren Ruperts Gedanken dem einen ausgewichen; er hatte sich gegen die Erinnerung gewehrt, mit Fleiß. Und nun war sie doch wieder da!

Ein Mann, der ein Weib daheim hat, Nachbarn und

Digitized by Google

Gefreundete — dem sein Weib ein Kind bescheren will und der gott- und weltverlassen zugrunde geht am Straßenrand! Eigentlich hatte der Rupert das Schaurige davon nie so deutlich empfunden. Vielleicht weil der Groll in ihm zu stark gewesen war. Der Groll, der um so bitterer frißt, je besser man einem Menschen zuvor geneigt gewesen. Rupert entsann sich noch seines Einstandes: wie alles Hand und Fuß gehabt hatte, was der Verstorbene angeschafft, wie fröhlich und kräftig er selbst mit angegriffen hatte. Mit so einem sei gut hausen, hatte der Rupert gemeint; und ein gutes Hausen war es gewesen, bis —

Ja, warum hatte er, der Rupert, sich in die Afra vergafft! Warum hatte er sie so stolz als die Seine aufgeführt, sich zusammenbestellt mit ihr überall, auch wo sie seinem Dienstherrn in die Augen fallen mußte! Wußte er nicht, was für eine sie war: eine, die zum Narren oder Lumpen einen rechten Kerl machen kann! Wenngleich der Alten nachgeredet wurde, daß sie hexen könne — in der Afra Augen und Haaren lag die wirkliche Hexerei! Seinen Verstand hatte sie ihm weggehext; sonst hätte er sich's denken müssen: ein reicher Wirt werde ihr lieber sein als ein armer Knecht —

Hallo! Er schüttelte sich, fuhr empor: der Nebel war ja noch weiter gestiegen, hüllte alle Gegenstände ein wie ein weißes Tuch. Und er hatte nicht acht gehabt, ob sie an der Straßenkreuzung schon vorüber waren, ob der Rappe die rechte Richtung eingeschlagen hatte! Er zügelte das schnaubende Tier, spähte nach allen Seiten — unmöglich, weiter als etwa einen Büchsenschuß zu sehen! Auf gut Glück trabte er ein Stück vorwärts; die Straße war dämmerig; nur fernher schimmerten durch den Dunst ein paar Lichtlein wie Irrlichter. Plötzlich fand er sich auf einem breiten Holzsteg, der über ein steiniges Bachbett führte — nun wußte er genau, daß er irr geritten sei. Einen Bach gab es nicht auf seinem Weg; der floß seitab, auf der Straße, wo damals der Wirt —. Verflucht; das kam

Digitized by Google

davon, wenn man seine Gedanken nicht beisammen hielt! Nun hieß es eine Strecke zurückreiten, dann links abschwenken — er kannte doch Weg und Steg so genau. Wenn er nur aufgemerkt hätte!

Vorsichtig lenkte er den Rappen zurück, leuchtete sich mit einem Streichholz, das er seinem Taschenfeuerzeug entnommen, bis zur Stelle, wo es links einzubiegen galt. So! nun scharf voran, Richtung halten und Achtung geben! Es hatte ja Eile; die Afra brauchte den Doktor!

Er stellte sie sich vor, auf ihrem Lager ächzend und fiebernd, rief sich sein Versprechen und seine Pflicht recht ins Gedächtnis. Aber sein Denken war störriger als ein Pferd; schon wieder kehrte es zurück zu dem, was er vergessen wollte. Wie es ihn gebrannt hatte, als er gemerkt, daß sein Schatz ihn betrog mit seinem Herrn. Ihn und die arme Frau, die man nicht anders mehr sah denn mit rotgeweinten Augen. Wäre sie nicht gewesen — weiß Gott: ein tüchtiger Messerstich oder Axthieb hätte ihm, dem Rupert, sein Recht verschafft! So hatte er sich beschränkt, der Dirne den Laufpaß zu geben und dem andern kurz und barsch den Dienst aufzukünden. „Am Ersten geh' ich!" Aber bis zum Ersten des andern Monats hatte er noch aushalten müssen, ja er hatte den Wirt oft genug fortschleichen, auf dem Rappen fortreiten sehen nach dem Nest, wohin die Afra mit ihrer Mutter sich scheinbar zurückgezogen hatte. Einmal — es stand vor ihm wie gestern — hatte er ihm nachgeblickt und die Faust geballt: „Daß du den Hals brächest!" Wünsche nutzen nichts — gottlob! — aber gewünscht hatte er es doch! Und der Wunsch war ihm heiß auf die Seele gefallen, als der Wirt gebracht wurde an jenem Unglücksmorgen, auf der Bahre, mit gebrochenem Rückgrat — und die Frau sich so wild über ihn warf! —

Ein Schauer schüttelte den Knecht — unwillkürlich drückte er dem Gaul die Fersen in die Seiten, daß der hoch emporstieg. „Ruhig, Schwarzer, sei brav!" Er

Digitized by Google

pfte dem schnaubenden Tier den Rücken, der sich
cht anfühlte; auch seine, des Rupert, Kleider, gleich-
e sein Haar und Bart, waren feucht und schwer von
ßlichem Dunst. Er zog sein Sacktuch und trocknete
den Schnurrbart und Augenbrauen; dann ließ er
Zügel schnallen. „Hei — hopp!“ —

Und weiter ging es, auf der holprigen, einsamen
raße war nichts zu hören als der Hufschlag des
appen, den der Widerhall verdoppelte. Bisweilen
ng es, als reite jemand hinter ihm — jawohl: so
mm war keiner, daß er hinausprengte zu dieser Zeit,
i diesem Nebel! Keiner, der nicht mußte! Sonder-
ir: immer trug die Afra schuld an solchem nächtlichen
itt!

Und sie schien sich gar nicht bewußt, daß sie schuld
atte — auch damals! Er, der Rupert, hatte un-
ate Tage und Nächte verbracht wegen seines Wunsches,
n er dem Wirt nachgesandt. Aber die Afra sah man
um drei Wochen danach als Heimgekehrte wieder im
orf, und zwar auf dem Tanzboden, mit einer echten
oldkette prunkend, von der es hieß: der Verstorbene
abe sie ihr geschenkt. Ob der, mit dem sie jetzt ging,
r auch solche Geschenke machte?

Nicht dran denken. Nur reiten, reiten, was das
eug hält! Durch die schwarze Nacht, durch die weiße
ebelnacht! Jetzt müssen wir bald da sein — richtig:
nterm Nebel glitzern Lichter, kommen näher, werden
größer — Nur: daß es nicht mehr sind? Für solch
inen großen Flecken — fast eine Stadt? Und der
Kirchturm — wo ist der Kirchturm?

Rupert hielt sein Pferd an; denn jetzt, jetzt kam
irklich etwas hinter ihm. Schwerfällig knarrend
chwankte ein Fuhrwerk daher; eine daran befestigte
Laterne verbreitete einen schwachen Strahlenkreis.

Rupert ritt an das Gefährt heran, dessen Führer sich
die Kapuze des Wettermantels tief in das Gesicht ge-
zogen hatte. „He, gelt, das ist —“ Er schämte sich fast,
zu fragen wie ein Zugereister.

Digitized by Google

„Reigersreut!“ tönte es undeutlich aus der Kapuze hervor.

Einen Augenblick war es dem Rupert: sein Herz stehe still. Der Ort, wo er am wenigsten hinverlangte, der Ort, wohin der andre so oft geritten war! Das war ja nicht möglich — er hatte gewiß die rechte Straße nicht wieder gefehlt! Oder doch! Doch!

Er warf sein Pferd herum, galoppierte, während das Fuhrwerk knarrend seinen Weg fortsetzte, in entgegengesetzter Richtung davon. Ein plötzlicher unsinniger Schreck hatte ihn überfallen, eine Angst vor — er wußte nicht was! Zweimal verirrt — ein ortskundiger Mensch. Freilich: im Nebel. Was da Nebel! Der war nicht Grund genug. In was für Wetter hatte er sich schon unterwegs befunden und sein Ziel glücklich erreicht. Warum denn nicht heute, wo es Leben und Sterben galt?

Wie hatte der Grumberger ihm nachgerufen: „Gib acht, daß dir keiner begegnet!“ Jawohl, es gab unter den Bauern, unter den ganz alten zumal noch ein paar die an den Nebelmann glaubten, den Nebelreiter auf fahlem Tier, in unförmiger, kopfloser Dunstgestalt. Er kündete schlechtes Wetter und brachte Unheil, wem er in den Wurf kam; auch dem Wirt — so raunten manche — sollte er begegnet sein in selbiger Nacht. Aber eben seit der, der Wirt, so jählings in Sünden verstorben sagten die Leute noch ein andres. Hatte der Grumberger das gemeint?

Der zähe starke Rupert zittert am ganzen Leibe. Er hat das Gefühl, daß sein Haar unter der Mütze bergan steigt; die Nebelschwere preßt ihm die Brust zusammen, daß er keucht wie gehetzt. Wohin will er? Nach Hause? Zum Doktor? Er weiß es nicht mehr. Nur fort von der Straße, hin zu Menschen, ins Warme, ins Helle! — Wieder deucht ihm, er höre einen zweiten Hufschlag hinter sich; er schaut nicht um, läßt den Rappen ausgreifen, was er kann. Nur vorwärts — vorwärts!

Was war das? Ist nicht etwas vorbeigesaust, an

Digitized by Google

ihm, unhörbar, ungreifbar? Da! — wieder! Er fühlt sich von etwas Kaltem gestreift — seine Zähne schlagen aufeinander, obschon er weiß und sich vorsagt, daß es nur das nasse, hängende Gezweig der Weidenbüsche ist. Wo wachsen die Weiden — wo ist er überhaupt? Die klammen Finger fahren in die Tasche, holen das Feuerzeug hervor, streichen daran herum. Vergeblich: es brennt nicht, ist zu sehr von der Nebelfeuchte durchzogen. Also weiter, planlos im Dunkeln weiter — nur blindlings voran!

Da bleibt der Rappe plötzlich stehen.

Der Reiter versucht es im Guten, trachtet seine Aufregung und die Ermüdung des Tieres zu meistern. Umsonst: der Rappe steht.

Eine rasende Wut quillt in dem Manne empor, auf den Unheilsgaul, der an allem schuld ist. Der im Nebel die alte, von früher her gewohnte Straße getrabt ist, ihn, den Rupert, in die Irre geführt hat. Als ob in dem Vieh ein schadenfroher Unhold stäke. „Teufelsmähre, verfluchte! Wart, dir zeig' ich's!"

Wie unsinnig haut er auf das Pferd ein, das mit angezogenen Beinen, steifem Rücken und schnaubenden Nüstern stille steht. Er schlägt es, treibt ihm die Absätze in die Weichen — fühlt dabei, wie es zittert. Was hat die Kreatur, was sieht sie oder wittert sie? Sperrt ihr jemand den Weg, den er, der Rupert, nicht sieht?

Er strengt die Augen an, stiert in die qualmige Finsternis; da ist ihm: der Nebel verdichte sich, gewinne Menschengestalt. Ein schattenhaftes Etwas bewegt sich: Mann und Roß — kein Kopf — doch, jetzt wächst er heraus, starrt auf ihn hin — ein bekanntes Gesicht —

Rupert will aufschreien — da bäumt sich der Rappe, steigt kerzengerade in die Höhe, so gewaltsam, daß Rupert den Sitz verliert. Kein Halten! Rücklings geschleudert stürzt er vom Gaul. Noch ein dumpfer Schlag, ein Sausen — dann weiß er von nichts mehr.

Digitized by Google

Als er zu sich kommt, ist der Rappe sein erster unklarer Gedanke. Aber der Rappe ist verschwunden und der Nebel auch. Ein rötliches Frühlicht erhellt die Gegend; der Dunst hat sich in feinen Rieselregen aufgelöst. Dem Niedergeworfenen dringt die Kälte durch Mark und Bein; mühsam versucht er sich aufzurichten. Da spürt er die Schmerzen, die der Fall ihm verursacht hat — und nun weiß er wieder alles, was geschehen ist. Nur wo er sich befindet und wie lange er dagelegen hat, weiß er nicht.

Endlich steht er aufrecht, sieht sich um. Eine Art Knüppeldamm, von dürftigem Weidengesträuch begrenzt, führt am Rande eines Bachbettes dahin. Ein Steinhaufen liegt da, auf den er gefallen; und wenige Schritte davon erhebt sich noch etwas, auf das Rupert sich langsam zuschleppt.

Ein Steinkreuz, wie es nach landesüblichem Brauch zum Gedächtnis von Unglücksfällen aufgerichtet wird. Rupert liest die Inschrift: „Christliches Andenken an den ehrengeachteten Leonhard Wieser, Wirt und Ökonom dahier, durch einen Sturz verunglückt den 6. Mai 1909."

⊕ ⊕ ⊕

Es war hoher Tag, als Rupert daheim anlangte. Die eine Seite seines Gesichtes war zerschlagen und geschwollen; er hinkte etwas auf einem Bein. Dennoch war er weit gewesen — zu Fuß in den Markt hinein, beim Doktor, den er nicht mehr getroffen. Der hatte in aller Frühe zu einem Kranken über Land fahren müssen. — Nun hatte es keine Eile mehr: Rupert konnte so langsam schleichen, als das verstauchte Glied und eine schwere Müdigkeit ihm geboten.

Unweit des Hauses, auf einer der abgeräumten Wiesen, fand er den Rappen, friedlich die von den Heuern übriggelassenen Halme aufknuspernd. Er ballte die Faust. „Verdammte Bestie!" Aber gleich schämte er sich seines Zornes, humpelte zu dem Tiere hin und

Digitized by Google

nahm es beim Halfter, was der Rappe ruhig geschehen ließ.

Als er den Gaul dem Hause zuführte, stand auf der Schwelle die Wirtin. Sie sah überwacht und verängstigt aus; bei seinem Anblick schlug sie die Hände ineinander. „Jesus, Rupert, wo bist du geblieben? Warum hast du nicht?“ — Sie stockte; eine scheue Frage sprach aus ihren Augen.

Aber Rupert schaute sie an wie gestern, freimütig und ruhig. „Frau,“ sagte er, „Gott hat nicht gewollt.“

Wie sie standen, kam durch die Luft daher ein Klingen, das sie kannten, heller, klagender als die Feierabendglocke. Das war das Zügenglöcklein; das wurde nur geläutet, wenn ein Mensch im Sterben lag.

Sie wußten, was es bedeutete. Einen Blick noch tauschten sie; dann gingen sie gesenkten Hauptes auseinander — jedes an seine Arbeit.

Digitized by Google

Ein Sohn

Vom Turme der Hauptkirche schlug es zwölf Uhr. In allen Werkstätten des arbeitsamen Stadtviertels ward der Klang vernommen, auch in der Drechslerwerkstatt des Meisters Tobias Enderlein.

Der Altgeselle Wendel machte ohne Übereilung erst noch fertig, was er sich vorgesetzt. Der zweite Geselle hingegen warf beim ersten Anschlagen der Uhr hastig sein Werkzeug hin und reckt mit einem „Uf" der Erleichterung beide Arme über den Kopf. Während er seinen Platz verließ, begann der Lehrling hie und da aufzuräumen. Ein schlanker Bursche, kaum sechzehnjährig — er hätte für schön gelten können, wären die ebenmäßigen Züge seines Gesichts nicht überschmal gewesen und hätten die tiefen Augen nicht so unjugendlich schwermütig geblickt.

Über die Straße herüber tönte ein grelles Geklingel — das war die Spinnerei, die größte Fabrik, am Orte, die nun auch ihrerseits das Zeichen zur Mittagspause gab. Aus dem geöffneten Haupttor des kasernenartigen Baues wimmelte die Menge der Arbeiter und Arbeiterinnen ins Freie: still und müde die einen, schwatzend und lärmend die andern. Zumal die Mädchen, unter denen manch eine junge und bildhübsche sich befand, betrugen sich ausgelassen, nickten und lachten nach allen Seiten.

„Du, da steht schon wieder dein Vater!"

Mit diesen schadenfrohen Worten stieß der zweite Geselle den Lehrling an und deutete zum Fenster hin-

Digitized by Google

aus. Über das blasse Antlitz des Jungen ging eine fliegende Glut — er preßte die Lippen zusammen, daß alles Blut daraus entwich. Einen Augenblick war es, als wollte er die geballte Faust gegen den Gesellen erheben; aber dann ließ er sie kraftlos sinken und den Kopf dazu. Der Altgeselle hatte Mitleid.

„Geh einmal her, Eli," sprach er und gab dem Jungen irgendeinen gleichgültigen Auftrag, um ihn rasch zu entfernen. Der eilte davon wie gejagt; der Alte indes wandte sich tadelnd zu dem Mitgesellen.

„So was sagt man nicht, verstanden? Was kann der arme Kerl dafür, daß sein Vater ihm die Schand antut . . ."

„Ach, der dumme Bub! Der soll sich nur zeitig dran gewöhnen, wie's in der Welt zugeht."

„In der Welt zugeht! Mein Lieber, daran gewöhnt mancher sich zeitlebens nicht. Ich bin so alt und lang nicht an alles gewöhnt — bloß stillschweigen hab' ich gelernt. Und es wär gescheiter, du tätest das auch."

Eli hatte sich folgsam auf den Weg gemacht, den kleinen Einkauf, mit dem ihn Wendel betraut, in einer benachbarten Straße zu vollführen. Er ging langsam und sah im Gehen meist unter sich, wie jemand, der einen schweren Gedanken trägt. Das eben Erlebte mußte erst wieder verwunden werden.

Als er jedoch zufällig umschaute, gewahrte er auf der andern Straßenseite, jenseits des schmalen Fahrdammes, ein Paar, das hinter ihm drein gekommen war und ihn überholt hatte.

Der Atem stockte in des Jungen Brust. Eben diesen Anblick hatte Wendels Gutmütigkeit ihm ersparen gewollt.

Ein hochgewachsener Mann, blühende Kraft in Antlitz und Gliedern — den Hut mit einer gewissen Flottheit auf den Scheitel gedrückt, die Halsschleife auf gefällige Art gebunden. Seinen Arm hat er unter den eines Mädchens geschoben, das sich fest an ihn schmiegt

Digitized by Google

und schalkhaft zu ihm emporlächelt. Ihr sehr weißes Gesicht ist umgeben von einer Fülle rötlichbraunen Haares; darüber trägt sie ein gewagtes Hütchen, dessen Federn nach allen Seiten wippen. Eine abgeschabte Bluse aus Flutterseide umschließt den biegsamen Oberkörper. Trotz solchen dürftigen und zugleich herausfordernden Putzes ist es ein selten schönes Geschöpf, ihres Gefährten äußerlich würdig. Das scheint auch die Meinung der Vorübergehenden zu sein, deren einige stehen bleiben und den zwei Liebesleuten — offenbar sind sie das — in widerwilliger Bewunderung nachblicken.

Eli zaudert — soll er gleichfalls stillstehen, denen da drüben einen Vorsprung lassen? Oder vorwärtshasten, blindlings, ohne rechts noch links zu sehen? Seine Wangen brennen; wie hilfesuchend drückt er sich in den Schatten der Häuser. Dennoch ist ihm, als habe der Mann seinerseits ihn gewahrt: er senkt so plötzlich den Kopf und redet mit geflissentlichem Eifer auf seine Begleiterin ein. Vielleicht aber ist das nur Elis Einbildung — weil ihn deucht, daß jener seine Nähe fühlen muß?

Rasch lenkt der Junge von seinem Wege ab, in eine Seitengasse hinein. Lieber die Scheltworte wegen seiner Verzögerung hinnehmen, als an seinem Vater vorbeigehen müssen — in dieser Gesellschaft und ohne Gruß!

⊕ ⊕ ⊕

Am Feierabend erhielt Eli die Erlaubnis, seine Mutter zu besuchen. Seit Monaten legte er jeden Schritt des gewohnten Weges unter Zweifeln und Bangen zurück, näherte er sich klopfenden Herzens der heimischen Schwelle. Die Seinigen wohnten in einem der Vorstadthäuser zu ebener Erde. Ohne anzuklopfen, klinkte er zaghaft die Tür auf — ein Blick genügte, ihn mit der täglich wiederkehrenden bitteren Enttäuschung zu erfüllen. Der, den er suchte, war nicht da.

Die Mutter, eine verhärmte, obschon nicht alte

Digitized by Google

Frau, die aus besseren Tagen einen Rest von Anmut herübergerettet hatte, freute sich, als ihr Junge eintrat. Sie reichte ihm die freie Hand, an der andern hielt sie das kleine, dreijährige Schwesterchen.

„Das ist schön, daß du heimkommst — sitz' nur nieder, wir essen gleich!" Auch die beiden schulpflichtigen Geschwister, das elfjährige Mägdlein und der achtjährige Bube, kamen zur Begrüßung des großen Bruders gesprungen. Aber es war eine dünne, bläßliche Freude, ein verblichener Abglanz nur der Fröhlichkeit, die ehemals hier geherrscht hatte. Elis Augen schweiften durch den Raum: das waren so ziemlich die gleichen Möbel, zwischen denen er aufgewachsen, die gleichen eingerahmten Lithographieen an den Wänden; denn Elis Vater war Angestellter einer lithographischen Kunstanstalt. Und doch schien ihm, der vertraute Raum werde öder und ärmlicher von Tag zu Tag — seit das Glück daraus entflohen war.

Das Mahl, an dem Eli auf der Mutter Nötigen teilnahm, war knapp für so viele Esser; er rührte kaum einen Bissen an, um die Geschwister nicht zu beeinträchtigen. Endlich konnte er die Frage, die ihn unablässig beschäftigte, nicht länger zurückdämmen: „Kommt der Vater heut nicht?"

„Ich glaube nicht." Sie vermied, ihn dabei anzusehen.

„Ist er — ist er heut mittags auch nicht dagewesen?"

„Nein."

„Tata — it dawest" — plapperte die ganz Kleine nach.

Er hätte das ja vermuten können; er war ihm ja begegnet mit . . . Und er sagte sich, daß der Vater schon deshalb sein Haus tagsüber nicht betreten würde, um ihn nicht treffen und sich vor ihm schämen zu müssen. Aber trotzdem hatte eine unsinnige Hoffnung in ihm gelebt.

„Gelt, Mutter," mischte das Töchterchen, das bisher ausschließlich der Stillung seines Hungers ob-

Digitized by Google

gelegen, sich ein — „am Sonntag kommt der Pappele aber schon. Und dann bringt er mir den Puppenwagen, den er mir so lang versprochen hat?“

Ein Seufzer war der Mutter Antwort.

„Ha,“ meinte der jüngere Bub, „es gehörte sich eigentlich, daß er uns wieder mal mit spazieren nimmt. Aus meiner Klasse die Buben dürfen fast alle mit ihrem Vater fortgehen — ich gift' mich ganz, daß grad wir nie dürfen.“

„Still bist, du Plappermaul,“ fuhr Eli ihn heftig an, da er sah, wie die Mutter an ihren Tränen schluckte. Sie legte ihm die Hand auf den Arm.

„Sei nicht grob mit ihm — schau, er versteht's ja nicht besser.“ Sacht streichelte ihre verarbeitete Hand dem verblüfft vor sich hinmurrenden Knaben das Haar. Das Mädchen, das die feuchten Augen der Mutter gewahrte, kam herbeigelaufen und schlang sich um ihren Hals.

Eli ertrug es nicht mehr. „Ich muß gehen,“ sagte er. „Du weißt, der Meister hält strenge Polizeistund'.“

Sie nickte: es war bekannt, daß Tobias Enderlein in seinem Hause eine patriarchalische Herrschaft führte. Die Gesellen und Lehrlinge mußten unter seinem Dache schlafen, und jedes unbefugte Ausbleiben, jede Nachtschwärmerei wurde strenge geahndet. Er wollte für die Seelen seiner Untergebenen dermaleinst Rechenschaft ablegen können, erklärte Enderlein.

„Ich begleit' dich ein Stück,“ sagte die Mutter und befahl das Jüngste eindringlich der Obhut des älteren Schwesterchens. Eine Strecke wandelte sie schweigend neben ihm her; Menschen, die durch ein gemeinsames Leid verbunden sind, bedürfen der Worte nicht.

„Sag mir die Wahrheit!“ bat sie endlich, „hast du ihn gesehen?“

„Ja,“ gab er gepreßt zurück. Sie fragte nicht, wo und wie; sie wußte, was die Nachbarschaft der Fabrik ihrem Sohne häufig genug auferlegte. Ihre Stirn neigte sich tief herab.

Digitized by Google

„Ich halt es nicht aus," stieß Eli plötzlich hervor, „ich schäm' mich zu Tod, wenn das noch lang dauert!" — Bisweilen überfiel ihn eine jähe Auflehnung gegen das, was seine Jugend verdüsterte, ihn hinderte, heiter und sorglos zu sein gleich den Altersgenossen.

„Mein armer Bub!" sagte die Frau matt.

Da reute ihn die Selbstsucht seiner vorigen Klage.

„Wüßt ich dir nur zu helfen, Mutter! Es schneidet mir ins Herz, daß du das geschehen lassen mußt! daß er's über sich bringt, dir das anzutun!"

In den Zügen der kreuztragenden Frau ging ein milder Schein auf, der sie wieder jung und schön machte wie voreinst. „Solch ein guter Mann wie er gewesen ist!" sprach sie still vor sich hin. „Gut und fröhlich — und ein geschickter Mann dazu! In der Kunstanstalt gibt's keinen, der ihm das Wasser reicht — das haben die Herren mir selbst gesagt. Und hat er nicht an euch Kindern gehangen, so herzlich wie ein Vater nur kann? Ich denk' mir oft: vielleicht hab' ich mein Glück von ehedem nicht verdient, daß Gott mich jetzt so heimsucht."

„Nicht, Mutter, du nicht!" widersprach Eli heftig. „Red nicht so, Mutter!" — Ihr Dulden rührte und verdroß ihn gleichzeitig. Der werdende Mann in ihm verwarf es als Schwäche. Er glaubte nicht an einen göttlichen Ratschluß, der Unrecht gegen Wehrlose zuläßt.

„Er verdient nicht, daß du ihn so lieb hast. Er" — sie legte ihm die Hand auf den Mund.

„St!" machte sie. „Ich kann das nicht hören, von dir am wenigsten. Er ist dein Vater — vergiß das nicht!"

Nein, er vergaß es nicht. Manchmal wünschte er, es vergessen zu können.

Nun war Scheidenszeit. Sie hielten einander einen Augenblick bei den Händen; als sie sich losließen, fuhr Eli mit der seinen in die Tasche und kramte etwas daraus hervor, das er linkisch der Mutter darreichte.

„Im Falle du was brauchst, Mutter — bitte, nimm

Digitized by Google

es doch!" Sie wußte, wie mühselig er jeden Pfennig sich abgedarbt hatte und sträubte sich lange, ehe sie das Gebotene annahm.

„So gib — ich will es dir aufheben; aber versprich mir eins!"

Er war bereit zu allem.

„Versprich mir, daß du deinen Vater nicht richten willst. Mir zulieb!" Eli kämpfte mit sich.

„Ich versprech' es," brachte er zögernd heraus.

„Und nicht wahr: du — du sagst niemandem etwas?"

„Aber Mutter!" war Elis vorwurfsvolle Entgegnung.

Es bedurfte der Mahnung nicht, dessen konnte sie gewiß sein. So wenig sie ihre Kränkung bei Freundinnen und Nachbarinnen herumtrug, so wenig machte Eli irgendeinen Fremden zum Vertrauten seines und und ihres Kummers. Sie verrieten nichts, wenn der Augenschein auch manches verriet; ihrer beider Bestreben war, den zu schonen, der sie nicht schonte, mindestens die Ehre des Hauses zu wahren, da sonst alles dahin war. An schweigender Kraft hierzu kamen sie einander gleich.

Also trennten sie sich.

⊕ ⊕ ⊕

Elis Mutter hatte ihn geloben lassen, was sie selbst übte: verzeihen aus Liebe. Der Sohn aber war nicht von ihrer Art. Eben weil er liebte, weil er so heiß geliebt hatte, konnte er nicht verzeihen.

Er war der Erstling eines jungen lachenden Eheglückes gewesen; in den Jahren erwachten Bewußtseins hatte er nichts gekannt als Zärtlichkeit der Eltern für ihn und gegeneinander. Des Abends, wenn die Mutter alles zum Empfang ihres Mannes bereitet, hatte sie die Erwartung des Kleinen gestachelt: „Horch, der Vater! Bald wird er da sein!" — bis der wohlbekannte Schritt wirklich erklang und das Bübchen mit Triumphgeheul dem Heimkehrenden entgegenlief, die dicken Ärmchen um sein Knie zu schlingen.

Digitized by Google

Und der Sonntag — was für ein Fest war der Sonntag gewesen! Mit den Eltern war er hinausgepilgert aus dem Rauch und Ruß der gewerbefleißigen Stadt, ins Freie, wo der Vater ihm Pfeifen aus den Sträuchern am Wege schnitzte und ihm Laubfrösche fangen half. War er dann müde geworden, so nahm ihn der Vater auf den Arm, in den Eli sich behaglich hineinhuschelte; die Mutter ging nebenher und sah aus frohen Augen den Mann an und das Kind. Selten erfuhr Eli des Vaters Strenge — der schmucke feurige Mann bevorzugte helle Gesichter um sich her und ward deshalb vergöttert von den Kindern, von seinem Ältesten zumal. Der hatte als Heranwachsender keinen höheren Ehrgeiz gekannt als dem Vater gleich zu werden — so empfand seine schwerlebige Natur den Reiz einer Gemütsart, die es sich und andern leicht zu machen versteht, daher überall Zuneigung erwirbt.

Und nun? Wie war das so anders geworden? Wer hatte ihnen denjenigen, der ihr Stolz und Vorbild gewesen, geraubt?

Er hatte sie nicht mehr lieb; auch die Mutter hatte er nicht mehr lieb. Warum? Weil sie weniger jung und hübsch war denn einst? Eli sann zurück an die Geburt seiner jüngeren Geschwister: wie da der Vater um die Mutter gebangt, mit welcher Freude er die winzigen Wesen bewillkommt hatte. Und das alles vorbei? Freilich: da eine andre ihm besser gefiel!

So oft er jener andern gedachte, hatte Eli ein unbeschreibliches Gefühl von Ekel und Zorn. Was Mann und Weib zu einander zieht, kannte er nur aus dem heimlichen Erfahrungsaustausch unreifer Burschen seines Alters, aus lockeren Späßen Erwachsener oder Zeitungsblättern, über die er zufällig geraten war. Es peinigte ihn unsäglich, seinen Vater mit dergleichen in Verbindung bringen zu müssen — die ganze Welt schien ihm durch die eine Vorstellung beschmutzt und befleckt. Sein Wissen vom Leben reichte nicht hin, die Macht, die da am Werke war, zu begreifen.

Digitized by Google

Aber ihre schädlichen Wirkungen, die begriff er weil er sie verspürte. Daß der Vater, der früher so gern zu Hause verweilt, nur ausnahmsweise noch, als verdrossener Gast, zu den Seinigen heimkehrte. Daß er nicht mehr danach fragte, ob seine Kinder darbten, ob seine Frau den Sorgen erlag, die zu teilen ihm gebührt hätte. Er ließ sie ihre Last allein tragen und warf sein Erworbenes der — der andern nach, damit sie sich freche Hüte davon kaufte. Ein Weib, das bekannt war in der Stadt wie böses Geld! Dessen Namen — sie hieß gemeinhin bloß die „schöne Trud" — die Männer mit begehrlichem und gleichzeitig geringschätzigem Tone aussprachen! — Und Eli mußte Zeuge sein, wie sie seinen Vater dahin führte als ein erobertes Gut. Er mußte den Anblick dessen, nach dem ihn heimlich hungerte, fliehen, um die beiden nicht bei einander zu sehen. Hätte er nur alle übrigen mit Blindheit schlagen können! — Sein empfindliches Ehrgefühl litt Qualen, so oft eine grausame Anspielung ihn befürchten ließ, daß sein Vater an Achtung und Ansehen bei den Leuten verlieren möchte.

Elis Zustand ward noch gesteigert durch die seltsame geistige Luft in seines Lehrherrn Hause.

Tobias Enderlein gehörte einer christlichen Sekte an, die auf des Heilands Wiederkunft und die Aufrichtung des tausendjährigen Gottesreiches harrte. Ihre Mitglieder hielten häufige Zusammenkünfte ab, wobei viel gesungen und gebetet wurde; desgleichen war jeder zu reden berechtigt, der sich vom Geiste berührt und zum Predigen gedrängt fühlte. — „Er hat die Gnade", rühmte man von ihm; und wer recht eindringliche Worte fand, der hatte eine besondere Gnade. Nun lag dem Meister Enderlein Tag und Nacht nichts mehr am Herzen, als wie er solcher Gnade teilhaftig werden möchte, die sich bisher ihm hartnäckig versagte. Er war ein langer, hagerer Mann mit abwesendem Blick und flammenartig aufwärts stehendem Haar — sein Antlitz gemahnte an das eines Propheten oder Wieder-

Digitized by Google

täufers. Aber er vermochte das verworrene Gewebe seiner Gedanken nicht glatt zu Faden zu schlagen: er stammelte, rang vergeblich nach Ausdruck, und das bereitete ihm grimmigen Schmerz.

In der Hoffnung, daß der Geist endlich über ihn komme, versammelte er häufig die Hausgenossen um sich und las ihnen laut aus der Bibel vor. Die Gesellen und Mägde langweilten sich dabei, nicht so der Knabe Eli. Der lauschte, still in einen Winkel gedrückt, den dunklen ehernen Worten, Worten, die er nicht verstand und die doch wie Feuer auf seine Seele niederfielen. Wenn von dem scharlachenen Weibe die Rede war, von der babylonischen Metze — dann sah er ein rötliches Frauenhaar und knirschte mit den Zähnen in verhaltenem Haß. Wurden die Sünder mit ewiger Strafe bedräut, so fragte er sich unter kalten Schauern, ob auch sein Vater in dies Urteil inbegriffen sei? Zusammengekrochen saß er da, die Schrecken der Verdammnis im Geiste sich ausmalend; wer ihn beobachtete, hätte seine Bewegung als Gewissensangst deuten können.

Gern aber hörte er von den Wundern, die Gott der Gewaltige in Schwachen vollführt, von den Glaubenshelden, den Aposteln und Märtyrern, die es schon in der Schule ihm angetan hatten. Er hätte werden mögen wie sie, ein Werkzeug in der Hand des Herrn. Gelegentlich ließ er etwas Ähnliches verlauten, gegen den Altgesellen Wendel, den einzigen, der sich näher um ihn bekümmerte.

Der wiegte lächelnd das Haupt.

„Laß gut sein, Bub — das sind hirnrissige Geschichten. Über sich hinaus kann keiner, und niemand hat sein Schicksal in der eigenen Hand. Den wenigsten ist's an der Wiege vorgesungen, was aus ihnen werden soll. Wie zum Beispiel" — Er griff ein Stück Elfenbein von zarter gelblicher Farbe und ließ Eli das noch Unbearbeitete sehen.

„Das ist ein Klumpen, schau — aber wenn wir

Digitized by Google

mit unsern Werkzeugen drüber kommen, so kriegt es Form, wird ein Schachfigürchen oder ein Knauf an einem Stock. Akkurat so macht es das Leben mit uns: wir müssen in uns schneiden und bohren lassen, bis wir werden, was es will."

„Da ist doch ein Unterschied," widersprach Eli. „So ein Ding hat keinen Willen; der Mensch aber hat einen und muß einstehen für sich selber."

„Du Patsch," sagte Wendel, „so meint man wohl, wenn man jung ist. Später kommt man dahinter, was es mit der freien Bestimmung auf sich hat."

Eli warf den Kopf zurück — in diesem Augenblick hatte sein Antlitz einen Zug von Tobias Enderleins starrem Schwärmergesicht. „Dann wär' alles verlogen, was der Meister uns aus der Bibel vorliest. Wenn wir die Wahl nicht hätten zwischen Gut und Schlecht, nachher dürft nichts verboten sein und nichts gestraft werden."

„Grünschnabel," brummte der Alte und wußte der trotzigen Rede doch nichts zu entgegnen. Er hatte schlicht und einfältig dahingelebt, Gottes Weltordnung hingenommen ohne weiter zu grübeln. Zum ersten Male bedachte er, wie schwer die unreife Menschenseele rang, die täglich von der Unverletzlichkeit göttlicher Gebote predigen hörte, dabei aber die Übertretung solchen Gebotes in nächster Nähe erleben mußte. Durch die Mitgesellen wie durch eigene Beobachtung kannte er Elis häuslichen Jammer und sorgte sich insgeheim um den Jungen. Und er faßte seine Sorge in den einen unausgesprochenen Satz: „Daß gerad so ein Vater so einen Sohn haben muß!"

⊕ ⊕ ⊕

Elis Mutter war erkrankt. Sie machte nicht viel daraus; mit Mühe brachte der Sohn sie dazu, ihn nach dem Arzte gehen zu lassen. Der kam und sprach von erschöpften Nerven, den Folgen seelischer und leiblicher Überanstrengung; er verordnete dies und das, vornehmlich aber Ruhe.

Digitized by Google

Eli saß an ihrem Lager, das die kleineren Kinder trübselig umstanden; er sah, wie die Leidende bei jedem Geräusch, das von draußen vernehmlich ward, einen verlangenden Blick nach der Tür richtete. Eli erriet, was ihr anlag. „Soll ich den Vater holen?“ fragte er leise. Sie gab keine Antwort; doch las er in ihren Mienen die Bejahung.

„Ist recht,“ sagte er, „ich hol' ihn.“

Alsbald machte er sich auf den Weg — fest entschlossen, in keinem Falle allein heimzukehren. Wenn sie nur unterdessen nicht kränker wurde!

Lange streifte er nutzlos umher: den Vater traf er weder in der Kunstanstalt noch sonst irgendwo. Es ging dem Abend zu, und er ermüdete schon. Da stieß er unversehens auf den zweiten Gesellen, der vor wenig Tagen Enderleins Haus verlassen hatte — weil es ihm zu heiligmäßig darin zugehe. Er redete Eli an; in einem frechen Spaßmacherton, den der Junge haßte, fragte er ihn, was er denn suche.

„Meinen Vater,“ antwortete Eli kurz.

Da lachte der andre ihm ins Gesicht und hieß ihn, sich unverzüglich nach der und der übel beleumundeten Schenke zu begeben. Da werde er den Vater finden.

Eli stand wie angewurzelt. Während jener sich pfeifend entfernte, ratschlagte er mit sich — sollte er wirklich wagen, sich einem solchen Hause zu nähern? Sein Lehrherr hatte es ihm aufs strengste untersagt, und Enderlein scherzte nicht in solchen Dingen. Langsam tat er einige Schritte, kämpfend gegen jenes Verbot und seine eigene Abneigung.

Darf ich? — Soll ich? — Da fällt die Mutter ihm ein und ihre Verlassenheit. — Es muß sein!

Plötzlich kommt es über ihn wie Erleuchtung. Wie ein warmer Strom, der das Eis seines Herzens taut. Ihm ist, als sei das der Weg, den er schon längst hätte gehen sollen. Statt vergrämt abseits zu stehen, dem Vater die Bahn frei zu geben, hätte er ihn umklammern, ihn zurückhalten müssen! Daß er es nicht früher mit

Digitized by Google

der Bitte, mit der Liebe versucht hat! Aber nun wird er es tun — und alles wird gut werden!

Die Wirtschaft liegt draußen am Ende des Fabrikenviertels, ein kahles, kistenähnliches Haus, von einem unbebauten Vorgarten umschlossen. Eli hockt auf der steinernen Einfassung des Gartengitters nieder, den Rücken an die Stäbe gelehnt. Die vereinzelt Einkehrenden, meist Arbeiter aus den Fabriken, haben der schmächtigen Gestalt nicht acht — höchstens, daß hie und da einer das Bürschchen, das da herumlungert, mit verdächtigem Blicke streift. Mählich verblaßt der Tag — die weißen Nebel vom Felde ziehen schwelend herein und mischen sich mit dem Rauch der Schornsteine zu graulichem Dunst. An einer benachbarten Straßenecke flammt das mondhafte Licht einer Bogenlampe empor.

Auch drinnen im Gastzimmer werden die Lichter entzündet. Eli sieht sie hinter den Scheiben flackern. Ebenso sieht er auch nach und nach eine Zahl geputzter Mädchen eintreten, unter ihnen die Trud, deren Haar und Augen durch die Dämmerung schimmern. Das Haupt abwendend, versucht er, keinen Grimm in sich aufkommen zu lassen — nur festzuhalten an der neuen beglückenden Zuversicht, die ihn erfüllt. Es gelingt ihm so völlig, daß er sogar die Kälte des Herbstabends, ob sie schon bis ins Mark dringt, kaum noch fühlt. Er vergißt der Gegenwart und hegt eine kindlich inbrünstige Sehnsucht nach dem Vater — wie an den Abenden der Vergangenheit.

Da schallen Tritte — bekannte Tritte — Elis Herz schlägt hoch. Das ist er, der da im Nebel herannaht — endlich!

„Vater!“ ruft Eli aufspringend.

Rudolf Willmann stutzt, als zwischen ihn und die Gittertür, der er zustrebt, sich jählings die Erscheinung seines Sohnes drängt.

„Wie kommst du daher? Was soll das heißen, daß du mir nachschleichst?“ fährt er auf, barsch wie

Digitized by Google

alle, die ein schlechtes Gewissen haben. Aber Eli läßt sich nicht beirren.

„Du sollst heimkommen, Vater," sagt er bittend, „die Mutter ist krank."

„So?" Vor dem Tone des Jungen mildert sich des Vaters Gereiztheit. „Ist es schlimm?" fragte er.

„Ich hoffe: nein! Aber sie verlangt nach dir — und die Kleinen auch: die sind so unbehilflich. Da hab' ich mich aufgemacht, dich zu suchen — und ich bin so froh, daß ich dich finde, so froh! Bitt' dich, Vater, geh' mit heim!"

Der Mann ist nicht schlechter und besser geartet denn tausend andre. Er haßt die Seinen nicht — etwas in seiner Brust treibt ihn, der Bitte seines Kindes zu folgen. Jedoch die erleuchteten Fenster locken gleichfalls; und er ist an den schillernden Reiz der Trub gewöhnt wie an einen berauschenden Trank. Unwillkürlich trachtet er den Rausch zu verlängern, um das ernüchternde schmerzhafte Erwachen noch eine Weile hinauszuschieben.

„Ich komm' gleich," verspricht er. „Nur erst muß ich da hinein — ich bin verabredet — sie erwarten mich."

„Wir warten auch, Vater, wie lang schon! Nein, werd' nicht bös; das soll kein Vorwurf sein! Geh' nicht erst hinein! Es könnt' sein, sie lassen dich nicht fort. Ich —"

„Meinst du, ich soll mich meistern lassen von dir?" — Wieder sucht sich der Mann durch Heftigkeit zu betäuben. — „Was ich versprochen hab', halt' ich — und du hast dich drein zu schicken. Gib Raum!"

Eli rührt sich nicht; eine wilde Angst wächst in ihm empor. „Hör' mich doch, Vater: ich widerred' dir ja nichts, bei Gott nicht! Aber geh' heut mit mir! Ich will dir's vergelten — mein Lebelang will ich tun, was ich dir an den Augen absehen kann; nur tu mir dies eine zulieb!" Er möchte den armen Worten nachhelfen, möchte sich an den Vater hängen — seinen

Digitized by Google

Hals, seine Kniee umfassen. Eine jungenhafte Sprödigkeit hält ihn davon zurück, und noch etwas, das die letzten Monate in ihn hineingetragen haben. Er empfindet Scheu vor ihm, dem er durch engste Bande verknüpft ist. Körperliche Scheu — wie vor etwas Unreinem!

Da hebt im Hause drinnen die Musik zu spielen an. Unstimmige Töne eines klapprigen Klaviers und einer schnarrenden Fiedel, dazu das Gestampfe der Tanzenden. Gleichzeitig aber ist es, als werde sachte, sacht eine Scheibe geöffnet, als beuge sich spähend ein Antlitz heraus. Trotz Nebel und Dunkelheit scheint es, Rudolf Willmann habe dies Antlitz erkannt.

„Ich komme!" ruft er hinauf, stößt den Sohn, der ihm den Weg versperrt, gewaltsam zur Seite und eilt ins Haus. Hinter ihm fällt die Tür ins Schloß.

Eli lehnt noch an der Umzäunung. Die Kälte, die er zuvor nicht gespürt, durchrinnt, durchschauert ihn. Als wäre er von einem Turme gestürzt — so etwa ist ihm zumute. Aufmerksam, wie ein gleichgültiges Schauspiel, sieht er die Schatten der vorbeiwirbelnden Paare am Fenster sich abzeichnen. Es schlägt neun Uhr — die Stunde, da er unbedingt daheim sein müßte. Das hört er genau, dennoch harrt er auf seinem Posten aus wie gebannt.

„Er" hat gesagt, er will hernach mitgehen; und sein Versprechen hält er, hat er gesagt. — Es ist ja nicht anders möglich — er muß dies Versprechen halten.

⊕ ⊕ ⊕

Der Nebel kriecht höher und höher. In qualmiges Gewoge verhüllt er die nächstgelegenen Dinge — die Lichter verschwimmen fern und klein, Irrlichtern ähnlich. Wie aus der Erde hervor klingt die Musik, die längst vom Walzertakt in einen rasenden Galopp übergegangen ist. Wiederholt hat der Glockenhammer angeschlagen. Mitternacht ist schon verstrichen.

Aber der Einsame am Gitter wankt und weicht

Digitized by Google

nicht. Eine schwere Feuchtigkeit näßt sein Haar, lagert sich beklemmend auf seine Brust. Alles in ihm und an ihm ist erstarrt. Ein wenig, ganz wenig, hofft er noch.

Und es schwirrt — und huscht — und jauchzt. —

Allmählich läßt das verworrene Tosen nach. Die Luft neigt sich zum Ende. Einzelne Gäste brechen auf — an Eli vorüber kommen sie durch die Tür gestolpert und verlieren sich in der Nacht. Jetzt wird er heraustreten — jetzt! Der schmächtige Torhüter richtet sich auf, umfaßt jedes Abziehenden Gestalt mit gierigem Blick. Der eine ist nicht dabei.

Endlich mußten die letzten gegangen sein. Drinnen herrschte tiefe Ruhe. Die Lampen wurden gelöscht; das Haus lag schwarz und stumm — bis auf ein Fenster im Seitengiebel. Dort flimmerte noch ein Lichtschein durch die Vorhänge.

Da entsann sich Eli, wer dort wohnte. Er wußte es zu wohl; von den Fabrikleuten hatte er es erfahren. Und nun wußte er auch, daß alles Warten vergeblich war. Sein Vater würde nicht mehr kommen.

⊕ ⊕ ⊕

Er war heimgetappt, überwacht und durchfroren. Eine Magd tat ihm auf, die alsbald die Kunde seines nächtlichen Ausbleibens den Meistersleuten zu Ohren brachte.

Tobias Enderlein würde jederzeit solche Sitten eines kaum dem Knabenalter Entwachsenen strenge gerügt haben. Heute jedoch befand er sich in besonders aufgebrachter Verfassung. Am Abend zuvor hatte er einer Versammlung der Brüdergemeinde beigewohnt und urplötzlich gemeint, das Wehen des Geistes zu verspüren, der ihn reden hieß. Aber da er verklärten Angesichts sich erhoben und die andern zu lauschen sich angeschickt hatten, waren die Worte gleichsam aus seinem Hirn gelöscht gewesen. Er bewegte die Lippen, verdrehte die Augen und mußte unvollbrachter Dinge sich wieder setzen.

Zugleich machte er die bittere Erfahrung, daß alle

Digitized by Google

Brudergesinnung die Heiterkeit der übrigen nicht völlig zu dämpfen vermochte. Ja, nachträglich erfuhr er, daß ein ausbündiger Spötter geäußert habe: „Der Enderlein hat trotz allem eine besondere Gnad': er ist ein Hauptnarr und weiß es nicht."

Das verdroß den Mann, der keineswegs ein Narr, sondern nur von wunderlicher Gemütsbeschaffenheit war, aufs heftigste. Als ein Begüterter und Kinderloser hatte er der Gemeinschaft stets eine offene Hand bewiesen. Das vergalten sie ihm durch solch liebloses äußerliches Urteil! Mitten in seinen Groll hinein vernahm er die Nachricht von Elis Nachtschwärmerei. Sie traf ihn um so ärger, als er sich fest vorgesetzt hatte, diese anscheinend gutartige Jugend von allen sündlichen Einflüssen fern und auf rechter Bahn zu erhalten. Also auch der war ein Undankbarer!

Zur Morgenandacht — es war ein Sonntag — wählte er ein Kapitel aus dem Propheten Jeremias, dräuender Weissagungen und glühenden Zornes voll. Eli hörte sie mit an. Aber sie rauschten an seinem Ohr vorüber. Sein Glaube war zerbrochen in dieser Nacht; er hatte gebeten, und ihm war nicht gegeben worden. Er hätte aufstehen und es dem Meister sagen mögen. Nein — was sein Vater ihm angetan, konnte er nie und niemandem sagen!

Gleich nach der Andacht beschied ihn Enderlein zu sich. „Eligius Willmann," begann er feierlich — „wo warst du heute nacht?"

„Auf der Straße." — Die unerhörte Antwort wirkte noch aufreizender durch die stumpfe Trockenheit, mit der sie vorgebracht wurde. Das Entsetzen der andern, so laut es sich äußerte, berührte Eli nicht; ihm galt alles gleich.

Erklärungen wurden gefordert, heftige Fragen stürmten auf ihn ein. Er ließ sich nur zu näherer Bezeichnung der Straße bewegen. Das war verhängnisvoll: Enderlein wußte, welch ein Haus dort lag, und zog ungesäumt seinen Schluß.

Digitized by Google

Seine Finger umkrallten Elis Arm: „Was hast du dort zu suchen gehabt in der Herberge der Gottlosen? Leugne nicht — gesteh'!"

„Mehr sag' ich nicht," erklärte Eli störrisch. Er wollte weder lügen noch sich die Wahrheit entreißen lassen. Trotz aller Ermahnungen und Gewissensanrufungen blieb er dabei.

Da verlor Enderlein jeden Rest mühsam bewahrter Geduld.

„Gut, so sag' ich dir: scher' dich zurück dorthin! Ich hab' es wohl mit dir gemeint — nun sehe ich, daß deine Seele gefallen ist in die Gewalt dessen, den ich nicht nennen mag. Solche wurmstichige Früchte kann ich in meinem Garten nicht brauchen. Denn ich will sie ausspeien aus meinem Munde — spricht der Herr. Mach, daß du fort kommst! Geh'."

Mählich begreift Eli, daß in den hervorgesprudelten Worten seine Kündigung enthalten ist. Er wird noch bleicher als zuvor — aus entgeisterten Augen starrt er dem ungestüm sich Entfernenden nach. Die Meisterin, ein gutmütiges Weib, versucht ihn zu trösten; auch Wendel spricht ihm Mut zu. Der Meister sei nur ausnahmsweise so strittig, wenn der Zorn verraucht sei, wolle man trachten, ihn zu Elis Gunsten umzustimmen. Aber Eli dürfe auch nicht so halsstarrig sein.

Eli vernimmt das nicht. Er hat das Gefühl, daß der Boden unter seinen Füßen entweicht und er ins Leere versinkt. Die Mutter! Ein ungeheurer Schrecken durchzuckt ihn bei dem Gedanken an sie. Was wird die Mutter sagen?!

⊕ ⊕ ⊕

Wie er aus Enderleins Hause auf die Straße gekommen, konnte er sich nicht mehr erinnern. Genug, er fand sich plötzlich draußen und versuchte, auszudenken, wohin er sich wenden sollte. Nicht heim zur Mutter — nur das nicht! Er brachte ihr den nicht mit, nach dem er herumgeirrt war — dafür brachte er sich

Digitized by Google

selbst, das hieß ein neues Elend! Die Vorstellung davon machte ihn toll — sie vernichtete ihn. Was sollte er anfangen?

Seiner fast unbewußt, hatte er die Richtung eingeschlagen, die sein zürnender Brotherr ihn gehen geheißen. Er kehrte nach der verrufenen Wirtschaft zurück, wie es einen Missetäter zur Stätte seiner Untat treibt. Und er war doch nicht schuldig — die Schuld war desjenigen, den er vor allen Menschen geliebt hatte.

Da war es, als löse sich der Alpdruck, in dessen Banne er seit gestern abend gestanden. Eine Möglichkeit dämmerte auf, den Harrenden daheim den Vater dennoch wiederzugewinnen. Vielleicht wenn er mit der — der andern sprach? — Sie war doch ein Weib — irgendein rührbarer Fleck mußte in ihrem Herzen sein!

Der Gedanke ward Entschluß.

Er errötete ein wenig unter dem vieldeutigen Blicke, mit dem eine unordentlich aussehende Magd ihm die Kammer der Trud wies. Im Obergeschoß hauste sie; eine ausgetretene Treppe führte geradeswegs zur ihrer Tür empor. Auf der obersten Stufe stehend, mußte er stark pochen, bis die Bewohnerin verschlafenen Angesichts ihm auftat.

Sie trug ein loses Morgenjäckchen, dessen weit zurückfallende Ärmel die runden Arme sehen ließen. Auch hatte sie noch nicht Zeit gehabt, ihr Haar zu ordnen; in kupferig glänzenden Wellen floß es an ihr hernieder, während sie ihren anscheinend so knabenhaften Besucher neugierig betrachtete.

Eli stand unbeholfen in dem engen Raum, darin allerlei weiblicher Tand auf Stühlen verstreut herumlag. Ein kleiner eiserner Ofen in der Ecke verbreitete übermäßige Wärme; Eli wußte nicht: war es die Schwüle, die ihm den Atem verengte — oder der Widerwille, den er beim Anblick des schönen Geschöpfes empfand.

„Ich heiß Eli Willmann," sagte er scheu und finster.

Digitized by Google

„Herr meine Güte!“ machte die Trud erstaunt. „Womit kann ich dienen?“ setzte sie schnippisch hinzu, auf daß er nicht meine, sie sei durch ihn einzuschüchtern.

Mühsam stoppelte er die Worte, die er sich vorgesetzt, zusammen.

„Hören Sie zu,“ sprach er mit Anstrengung, „ich kenne Sie nicht, und Sie kennen mich nicht. Wir haben Ihnen auch nichts getan — und dabei tun Sie uns so viel zuleide. Uns Kindern und unsrer Mutter, die doch so gut ist. Auch einen guten Vater haben wir gehabt, bis — bis Sie ihn uns genommen haben. Warum das? Warum machen Sie uns zu Waisen bei unsres Vaters Lebzeiten? Fürchten Sie sich der Sünde nicht?“

„Mit Verlaub,“ unterbrach sie leichthin, „zur Kirche ist noch nicht Zeit. Vor einer halben Stunde wird nicht zusammengeläutet.“

„Sie lachen mich aus — um Gott, das dürfen Sie nicht! Nach allem, was Sie uns — nein, ich will Ihnen nichts Böses sagen: bitten will ich.“ Seine Stimme brach: die Mattigkeit der vorigen Nacht und des heutigen Morgens überfiel ihn wie ein Schwindel. Mit gefalteten Händen beugte er sich vor der Jungen, Schönen, die vom Geschlecht seiner Mutter war. „Geben Sie ihn uns wieder!“ murmelte er.

„Ja, was wünschen Sie denn, daß ich tun soll?“ Nachgerade begann das Mädchen an dem unbärtigen Bußprediger einigen Anteil zu nehmen. — „Ihn fortschicken, meinen Sie? Mit ihm brechen? Ach du liebe Zeit, glauben Sie: wenn ich ihm zehnmal die Tür zeigte, würde er wegbleiben. So leicht wird man doch keinen Mann los.“

„Aber was dann,“ stammelte Eli. „Ich weiß ja keinen Rat sonst! Wir gehen zugrund, an Leib und Seele — die Mutter — die Kleinen!“ Krampfhaft griff er um sich, nach irgendeinem Halt. Die Trud schob ihm einen Stuhl hin.

„Setzen Sie sich doch! Sie sind ja ganz weiß.“

Digitized by Google

Er ließ sich nieder. „Vielleicht wenn Sie fortgingen — oder heiraten würden," murmelte er.

„Ich?" Sie lachte hell auf. „Wohin denn? Und heiraten, bloß um Ihnen einen Gefallen zu tun? Das können Sie mir doch nicht zumuten."

Eli verstummte, voll Scham ob der Ungeschicklichkeit seines Vorschlags. Wahrscheinlich hätte er ihr Geld bieten müssen, viel Geld — aber wie konnte er das, da er am heutigen Tage brotlos geworden? Die Tränen standen ihm nahe; er würgte sie hinab, er wollte nicht schwachmütig erscheinen vor ihr.

Der Blick der auf ihn gehefteten braungoldigen Augen ward immer aufmerksamer. Die Trud fand in dem unentwickelten Jünglingsgesicht das Bild des Mannes wieder, der ihr um seiner Stattlichkeit willen unter ihren zahlreichen Bewerbern am besten gefiel. Aber der Stempel einer festen, ja herben Mannheit war ihm jetzt schon stärker als jenem aufgeprägt. Um die schmalen Lippen lag ein Zug, vor dem die Trud sich fürchtete, und der sie eben darum anlockte.

„Ich bin gar nicht so schlimm," sagte sie schmollend, „eigentlich hab' ich keine Schuld, auch nicht an dem, was Sie mir vorwerfen. Kann ich dafür, daß ich nicht blatternarbig oder bucklig bin, und daß die Männer eben alle gleich sind? Das heißt: Sie sind eine Ausnahme; das kenn' ich sofort."

Sie hat sich neben ihn gesetzt; wie zufällig streift sie dabei seine Hand. Eli zieht sie zurück; gespannt, beinahe hoffend, schaut er das Mädchen an und hört, was sie spricht.

„Sie denken so viel an andre — und das Leben ist doch so kurz, und jedes hat mit sich genug zu tun. Das bißchen Freude, was eins haben kann, muß es sich nehmen und nicht weiter fragen. So macht es Ihr Vater und ich. Aber ich will Ihnen was sagen."

Ihre Stimme klingt sanft wie eine Liebkosung. Wieder hebt sie die Hand und gleitet damit streichelnd ihm über Haar und Wange. Ein unbestimmtes Grauen

Digitized by Google

beschleicht ihn, eine Ahnung von Gefahr. Noch hat keine Frauenhand als die der Mutter ihn berührt.

„Ihr Vater ist von denen, die man gängeln muß. Halten Sie sich an mich, so soll es Ihr Schade nicht sein. Ich sorge schon, daß Sie nicht zu kurz kommen — das heißt: wenn Sie lieb und gut Freund sind mit mir. Wollen Sie?"

Er brauchte Zeit, um zu verstehen. Schweigend starrt er sie an. In seinem Innern jedoch arbeitet es, redet es laut. „Freund sein soll ich ihr? Sie hat an meines Vaters Verderben nicht genug — will sie meines auch?" — So denkt er, während die Trud seine Unerfahrenheit nachsichtig belächelt. Langsam erhebt er sich; etwas furchtbar Drohendes glimmt in seinen Augen auf.

Aber das Weib ist durch die Gewöhnung an schnelle Siege verblendet. Der Ausdruck des blassen Gesichtes warnt sie nicht.

„Kind, du dummes, wie starrst du mich an? Als ob du mich verschlingen wolltest. Gefall' ich dir etwa gar nicht?"

Sie tritt nahe zu ihm — er sieht ihren Blick dicht vor dem seinen funkeln, sieht die Grübchen in dem lachenden weißen Gesicht sich vertiefen, fühlt das Wehen ihres Atems. Da lodert etwas in ihm empor; all der lang bezwungene Gram und Groll. Ihm ist, als streckten sich schmutzige Finger nach seiner Seele. Wie ein Rasender bricht er los.

„Du, du bist der Teufel! Weg da! — geh weg von mir!"

In zwei Sätzen ist er an der Tür, hat die Klinke gepackt, reißt sie auf. Von der Schwelle wendet er sich zurück zu ihr, die ihm gefolgt ist.

„Es muß noch Recht geben wider eine wie du bist! Ich bin ein Narr gewesen, bei dir betteln zu wollen — jetzt mach' ich es anders, gib acht! Ich lauf' in die Fabrik, verklag' dich beim Direktor, ich lauf' zum Gericht, lauf' zum König, wenn es sein muß. Gott und Menschen

Digitized by Google

sollen mir helfen zu unserm Recht!“ Schon ist er auf der Treppe — sie aber, voll Bewunderung für seinen Zorn und seine Tatkraft, hält ihn fest, hängt sich an ihn.

„Bleib' doch!“ — raunt sie — „sei gescheit!“ Mit beiden Armen umklammert sie ihn. —

„Laß los! — oder —“ Keuchend vor Zorn reißt er ihre Arme von sich los, schleudert sie hinweg, mit brutaler Gewalt. Sie taumelt, verliert das Gleichgewicht — ehe sie sich am Geländer stützen kann, stürzt sie rücklings mehrere Stufen hinunter und bleibt auf dem Treppenabsatz liegen.

Eli wartet, daß sie sich aufrichtet. Aber sie steht nicht auf. Er überwindet sich und springt hinzu, ihr zu helfen. Da gewahrt er, daß ihre Augen geschlossen sind; sie scheint ohnmächtig. Eben schickt er sich an, um Beistand zu rufen — allein schon werden unten im Hause Türen geöffnet, Köpfe recken sich hervor, Tritte kommen herauf. Das Geräusch des Falles und Elis zürnende Stimme vorher sind von den Einwohnern vernommen worden.

Was nun folgt, ist bunt und wüst wie ein häßlicher Traum.

Eli sieht sich umringt von fremden Leuten, die ihn mißtrauisch betrachten, ihn ausfragen, wie das denn gekommen sei. Er sieht, daß sie der Trud Wasser in das verfärbte Gesicht spritzen, daß diese nach einer Weile die Augen halb aufschlägt, jedoch mit einem eigentümlichen leeren Blick. Aus weiter Ferne — so dünkt ihn — hört er jemanden sagen: „Sie ist nicht bei sich.“ — Und der Knäuel um ihn und sie wird immer dichter. Endlich, nach vergeblichem Ratschlagen, fassen ein paar der Umstehenden an und bringen die Bewußtlose fort, sie mehr tragend als stützend. Nun, meint er, könne er auch gehen.

Nicht doch: sie lassen ihn nicht. Ein Mann vertritt ihm den Weg und legt ihm die Hand auf die Schulter. Ein Mann mit blitzenden Knöpfen und einem Helm auf dem Kopf.

Digitized by Google

Da begreift Eli, wessen man ihn beschuldigt. Er empfindet weder Reue noch Furcht — nur versucht er den Hergang zu schildern, darzutun, er habe nicht mit Absicht gehandelt.

„Ich hab' fort gewollt — sie hat mich festgehalten; da hab' ich sie weggestoßen von mir. Wehtun wollen hab' ich ihr nicht."

Aber man glaubt ihm nicht. Er hat gestritten mit ihr: sie haben etwas miteinander vorgehabt. Die Umstände zeugen gegen ihn.

Er muß es über sich ergehen lassen, daß er von der Stelle weg verhaftet und ins Gefängnis geführt wird.

⊕ ⊕ ⊕

Unter großem Andrang fand die Verhandlung vor der Strafkammer gegen Eligius Willmann statt.

Die meisten derer, die da, von Neugier gelockt, herzuströmten, hatten sich über den Angeklagten eine ungünstige Meinung gebildet. Sie neigten dahin, ihn für eines der früh verdorbenen Früchtlein zu halten, deren es zumal in Fabrikstädten so viele gibt. Bei den Vorurteilsfreieren zwar ward diese Ansicht durch den Anblick des Missetäters einigermaßen erschüttert. Die Schranken des Gerichtssaales hatten in Wahrheit noch kein so kindliches und so ernsthaftes Verbrecherantlitz gesehen. Auch kein so ruhiges.

Das Verfahren ward eingeleitet mit Verlesung des Eröffnungsbeschlusses durch einen der Beisitzer. Der Beschluß bezeichnete Eligius Willmann auf Grund der Voruntersuchung als hinreichend verdächtig eines Verbrechens der schweren Körperverletzung, begangen an der Person der Gertrud Becker, ledige Fabrikarbeiterin dahier. — Eli hörte das ohne Wimperzucken mit an. Der heftigen Gemütsbewegung von damals war lindernde Erschlaffung gefolgt. Er hatte so lange sein und der andern Geschick in zitternden Knabenhänden gewogen, daß es ihm Erleichterung war, um nichts mehr zu sorgen und eine höhere Macht walten zu lassen.

Digitized by Google

Den Richtern freilich galt seine Gelassenheit eher als Verstocktheit.

Vom Vorsitzenden aufgefordert, sich zu der aus dem Eröffnungsbeschluß ersichtlichen Anklage zu äußern, gab Eli zu seiner Entlastung einzig an, daß an dem Unfall der Trud ihn keine Schuld treffe, daß sie zufällig gestürzt sei. Jede nähere Erklärung, insbesondere darüber, weshalb er denn eigentlich mit ihr zusammengekommen, verweigerte er.

Bei dem nun folgenden Zeugenverhör stellte der Vorsitzende zunächst fest, daß leider die Hauptzeugin am Erscheinen verhindert und vernehmungsunfähig sei. Durch den verhängnisvollen Fall hatte die Trud eine Gehirnerschütterung erlitten und dämmerte seither im Zustand einer möglicherweise lebenslangen Geistesblindheit dahin. Ihre Eltern, einfache Leute vom Lande, waren gekommen; sie hatten ihr Kind, das um seiner Schönheit willen von ihnen verwöhnt worden und aus Vergnügungsdurst ihnen schließlich davongelaufen war, zu sich heimgeholt, voll Ergebung in das neue Schicksal, wie es vielgeprüfter Menschen Brauch ist. Das Mitleid mit ihnen trug dazu bei, die Stimmung gegen Eli zu verschärfen.

Die vernommenen Leumundszeugen wußten nichts weiter von ihm, als daß er „ein besonderer Bub" sei, im übrigen unbescholten und fleißig. Nun kam an seine Eltern die Reihe. Der Vater, unbeeidigt vernommen, erklärte: sein Sohn habe ihm und der Mutter niemals den kleinsten Kummer bereitet, es sei kein Tadel an ihm. Aber der Eindruck dieser Aussage wurde abgeschwächt durch die verstörte, unfreie Art des Aussagenden. Es fiel auf, wie kurz und abgerissen der Mann die Worte hervorstieß, daß er vermied, dabei seinen Sohn anzusehen. Er schien mit etwas zurückzuhalten, was er hätte sagen müssen — kämpfte er vielleicht den Kampf zwischen Vaterliebe und Wahrhaftigkeit? Der Vorsitzende, dem das nicht entging, stellte die Fragen an ihn eindringlicher, doch ohne Erfolg.

Digitized by Google

Auch die Mutter ward aufgerufen. Aber während sie in der Voruntersuchung die beweglichste Fürsprecherin Elis gewesen, brach sie unter dem Druck der gegenwärtigen Stunde, vor dem feierlichen Anblick der Männer im schwarzen Talar in haltloses Weinen aus.

Der Vorsitzende redete ihr vergeblich zu, sich zu beruhigen; als er schließlich fragte, ob sie am Ende lieber von dem ihr zustehenden Rechte der Zeugnisverweigerung Gebrauch machen wolle, nickte sie und ließ sich schluchzend hinausführen. Hierbei geschah es zum erstenmal, daß Eli den Kopf senkte und über sein Gesicht ein Zucken ging: sowohl Richter als Zuschauer nahmen es wahr.

Am meisten belastet wurde Eli durch die Hausgenossen der Trud und die Erzählung seines bisherigen Lehrherrn Tobias Enderlein.

Der seltsame Mann hegte, wie viele seinesgleichen, eine übermäßige Vorstellung von der Schwäche der Menschennatur und von der Macht des Satans. Ihm stand es unumstößlich fest, daß Eli in der Nacht, da er außer Hause gewesen, jene Schenke besucht habe und in die Gewalt der übel berufenen Schönheit geraten sei. Die Zusammenkunft beider am nächsten Morgen, die so schlimmen Ausgang genommen, schien seine Ansicht zu bestätigen, und ein fanatisches Rechtsgefühl trieb ihn, des Schuldigen, der ihm im letzten Grunde leid tat, nicht zu schonen. So unklar und weitschweifig seine Aussage lautete — der Kern, auf den er stets zurückkam, war: „Er hat sich umgetrieben die ganze Nacht, ist nicht heimgekommen, zum erstenmal! Da hat der Böse sich seiner bemächtigt!“ — Dies fand seine Ergänzung in dem, was die Wirtshausleute bekundeten: daß Eli mit der Trud einen heftigen Auftritt gehabt, ja daß er schon, als er nach ihr gefragt, ein erregtes Wesen zur Schau getragen habe.

Was er dem allen entgegne? wird er nun gefragt.

Er sagt wenig. Er wiederholt nur seine anfängliche Beteuerung, daß er unschuldig sei. Er sei in

Digitized by Google

jener Nacht nicht bei der Trud gewesen, habe sie a
Tage des Unglücks zum erstenmal gesehen und ihr d
Stoß nur versetzt, um von ihr freizukommen. Ih
Verletzung sei ein Zufall, den er nicht gewollt.

Das ist alles? Niemand im Saale versteht d
Ungenügende dieser Verantwortung. Warum b
weist der Junge nicht, wo er sich aufgehalten — warum
verantwortet er sich nicht besser? — Der Verteidig
Elis zieht die Brauen hoch und zuckt mit den Schulter
in einer Weise, die anzudeuten scheint: ja, mit de
hat man seine liebe Not!

Auch das wenige, was Eli vorgebracht, wird en
kräftet durch Zeugen, die bestätigen, daß sie ihn näch
licher Weile am Eingange des Unheilshauses habe
lungern sehen. — Also doch! Ein Raunen und Flüster
geht durch den Saal. Aller Augen richten sich na
dem Angeklagten, um den — das fühlt man — de
Ring sich fester und fester zusammenzieht.

Der blickt vor sich nieder und schweigt.

Ist das Stumpfheit — ist es Trotz? In jeder
Falle ist es empörend und unbegreiflich. Der Meiste
Enderlein nickt betrübt — ja, ja, so hat er's an jenem
Morgen auch gemacht! Weder er noch einer der An
wesenden hat eine Ahnung, warum Eli heute wei
leichter als damals auf jede Verteidigung verzichtet.

In seiner Haft hat die Mutter ihn besucht, so matt
noch von der überstandenen Krankheit. Sie hat Tränen
der Angst vergossen um ihn, den Sohn, und Tränen
des Trostes, weil der Vater heimgekehrt ist. Bedrückt
und im Innersten erschüttert sei er heimgekehrt, be-
richtet sie, am gleichen Tage, da Eli in Haft genommen
worden. Und aus jedem ihrer Worte ist die Bitte
erklungen, den Vater bei der Verhandlung nicht zu
belasten, ihn nicht öffentlich anzuklagen.

Also das Ziel seines Ringens, seiner Nöte ist er-
reicht! Seit Eli das weiß, läßt sein persönliches Schick-
sal ihn gleichgültig. Wenn sie ihn verurteilen, so will
er es hinnehmen als Entgelt für die endliche Erfüllung

Digitized by Google

seines sehnlichsten Wunsches. Der jugendliche Überschwang, den Enderleins Bibelstunden genährt haben, ist noch in ihm und macht ihn willig zum Dulden. Er gedenkt der Zeit, da das leuchtende Beispiel der Glaubenshelden und Märtyrer ihn begeisterte, und empfindet es als Genugtuung, ihnen nachzueifern, indem er Unrecht leidet, um seinen Vater nicht preiszugeben.

Indes wird das Zeugenverhör zu Ende geführt. Nun ist an dem Altgesellen Wendel die Reihe der Vernehmung. Die Stimme des Alten, der da, gebückt und grauhaarig, in seinem schäbigen Sonntagsanzug steht, ist die erste, die einfach und rückhaltlos für Eli eintritt.

Einen braveren Buben gäbe es nicht, beteuert er. Von der Anklage glaube er — mit Respekt gesprochen — keine Silbe, schon weil die Trud doch — hm — nun ja, weil sie diejenige sei, mit der des Jungen Vater —

Er unterbricht sich hüstelnd, verwirrt durch den Blick, den Eli von der Anklagebank ihm zuwirft. Aber Elis Verteidiger greift begierig die Andeutung auf.

Was will der Zeuge damit sagen? Ist er dessen sicher, kann er noch andre Zeugnisse dafür bringen? — Der in die Enge getriebene Wendel bejaht notgedrungen. Darauf stellt der Anwalt den Antrag an das Gericht, den Vater des Angeklagten nochmals zu verhören.

Der Staatsanwalt schließt sich diesem Antrag an.

Jählings hat sich Eli erhoben. Sein Gesicht ist entstellt von Aufregung — er sieht niemanden, starrt nur gerade aus auf den Vorsitzenden, von dem er seine Verurteilung erhofft. Ja, erhofft! Ehe er das Geheimnis laut werden läßt, das er durch Monate unter Schmerzen gehütet hat.

„Das leid' ich nicht — das gehört nicht daher! — Lieber sag' ich kurzweg: ich hab' alles getan, was man mir schuld gibt."

Aber bevor die Richter und Hörer sich vom Staunen

Digitized by Google

über diesen unvermittelten Ausbruch erholt haben, ereignet sich ein andres. Ungerufen hat Elis Vater sich hergedrängt, ist dicht an den Richtertisch getreten. Aus seinen Zügen spricht die gleiche Entschlossenheit, wie aus denen des Sohnes — die Ähnlichkeit beider fällt plötzlich jedermann auf.

„Die Herren entschuldigen — ich will bloß sagen, wo mein Bub in der Nacht vor dem Unglück gewesen ist."

Der Vorsitzende tauscht mit den Beisitzern einen raschen Blick des Einverständnisses. „Also sprechen Sie!" — Klanglos, doch festen Tones fährt der Mann fort: „Er hat mich abgepaßt vor dem Gasthaus, dazumal. Und hat mich um Himmels willen gebeten, ich soll doch heimgehen mit ihm. Ich bin schlecht genug gewesen, ihn stehen zu lassen und hineinzugehen — zu der — die Herren wissen schon. Aber gewiß hat er auf mein Wiederkommen gewartet, vielleicht die ganze Nacht. Fragen Sie ihn nur!"

Eine starke Bewegung macht sich im Zuschauerraum bemerklich. Der Vorsitzende gebietet Ruhe, wendet sich hierauf an Eli:

„Angeklagter, was erklären Sie hierzu?"

Pause. Dann, kaum vernehmlich, erfolgt die Bejahung.

„Es ist so. Ich hab' draußen gesessen und immer gemeint, der Vater kommt — bis in der Frühe; da bin ich heim."

„Und am nächsten Morgen, nach erhaltener Kündigung, haben Sie die Gertrud Becker aufgesucht?"

„Ja. Ich — ich hab' ihn losbitten wollen von ihr."

Flüstern des Mitleids und der Entrüstung! Ein paar Frauen brechen in Tränen aus. Mit einem Male ist es licht geworden. Alle, die zuvor einen verderbten jungen Übeltäter zu sehen gemeint, sehen nun das Bild des Kindes, das frierend und hoffend auf den Steinen hockt, vergeblich seines Vaters harrt. Des Vaters, der um einer Dirne willen die Seinen verlassen hat! Der Umschlag der Stimmung richtet sich

Digitized by Google

bei den meisten gegen ihn; zumal solche, die selbst nicht allezeit der Heiligkeit und Würde des Vaternamens eingedenk waren, suchen ihr Gewissen durch sittlichen Zorn gegen den Gefallenen zu betäuben. Aber freilich: da er sich von selbst anschuldigt! Es ist schwer, mit Steinen nach einem Haupte zu werfen, das sich der Mißhandlung von freien Stücken beut!

So wogt es widerstreitend in den Köpfen der Versammelten hin und her. Aber keiner ist so im Innersten durch den Vorgang überwältigt als der Angeklagte. Der ist auf die Bank zurückgesunken und verhüllt das Haupt in den Händen. Daß die Wagschale sich plötzlich zu seinen Gunsten geneigt hat, erschüttert ihn nicht so wie das ungeahnte Wiederfinden des Vaters von ehedem, — des Vaters, dessen Mut, dessen unbekümmerte Geradheit ihm als Kind so bewunderungswürdig erschienen.

Mittlerweile haben der Staatsanwalt und der Verteidiger ihre Schlußanträge gestellt. Der erstere hat das geringste Strafmaß beantragt, der zweite Freisprechung, da nicht nachgewiesen werden könne, daß der Unfall der Trud tatsächlich durch Verschulden des Angeklagten erfolgt sei. Die Richter ziehen sich zur Beratung zurück. Es herrscht nach dem, was vorgefallen, kaum ein Zweifel darüber, wie der Spruch lauten wird.

Als nach kurzer Abwesenheit das Gericht wieder erscheint, ist es so still in dem vollen Raum, daß man eine Nadel würde fallen hören. In dieser atemanhaltenden Lautlosigkeit wird das Urteil verkündet.

Eligius Willmann ist freigesprochen!

Die Richter verlassen ihre Plätze — der Verteidiger schüttelt Elis willenlose Hand. Die Menge drängt hinaus ins Freie; jeder will der erste sein, den draußen Harrenden, die nicht mehr Einlaß gefunden, das Ergebnis mitzuteilen.

Vor dem Gerichtsgebäude sammeln sich die Leute in Gruppen, zum Teil in der neugierigen Hoffnung,

Digitized by Google

den Freigesprochenen noch zu sehen. Da geschieht abermals etwas Seltsames; auf den Stufen der Freitreppe erscheint eine hagere Mannesgestalt: der Meister Enderlein.

Dem haben die jüngstverflossenen Stunden mit der Erkenntnis, daß er beinahe dazu geholfen hätte, einen Unschuldigen zu verderben, aufrichtige Reue und Bestürzung ins Herz gesenkt. Auch das Beispiel des Mannes, der im entscheidenden Augenblicke seinen Fehl freiwillig gestanden, hat mächtig auf ihn gewirkt, so daß vom Drang nach gleicher Selbstanklage ihm, dem Unberedten, die Zunge gelöst wird. Und die Leute scharen sich wirklich um ihn und lauschen den holprigen ungefügen Worten, die sich Bahn brechen wie ein Wasserstrudel über Schlamm und Geröll.

„Es steht geschrieben, daß Ärgernis kommen muß — aber wie spricht der Herr: wer eines von diesen Kleinen ärgert, dem wäre besser um seinen Hals ein Mühlstein. Wie kann das Reich Gottes kommen in Ewigkeit, solange die Seelen der Unmündigen in Trübsal und Verderbnis fallen durch unsre Sünde? Wehe, auch ich bin ein Blinder gewesen und habe das Öl auf meiner Lampe verlöschen lassen, daß ich den Weg nicht sah. Denn den Weisen und Klugen hat es der Herr verborgen; aber den Unmündigen hat er es geoffenbart."

Solches und mehr dergleichen predigte der zerknirschte Enderlein. Zu jeder andern Zeit hätten die Hörer den unklaren Redner, der da droben schrie und mit den Armen focht, gehörig ausgelacht. Da sie jedoch sämtlich seinen Irrtum und seine nunmehrige Einkehr geteilt hatten, lächelten sie wohl ein klein wenig, lauschten ihm aber doch mit nachdenklichen Gesichtern und dem inneren Gefühl einer großen, gemeinsamen Verantwortung. So hatte Tobias Enderlein endlich die Gnade erlangt, einmal zu den Gemütern seiner Mitmenschen zu reden.

Da stieg er herunter — das Haupt verzückt in den

Digitized by Google

Nacken geworfen, wandelte er dahin. Er begab sich zu Elis Mutter, um ihr zu sagen, daß er Eli alles abbitte und ihn dringend ersuche, wiederzukommen. Er wolle fortan für ihn sorgen und ihm in alter Weise beistehen.

Die auf dem Platze Zurückgebliebenen harrten noch eine Weile, in der Meinung, den Helden des Tages etwa beim Heraustreten begrüßen zu können. Als es jedoch zu lange währte und überdies ruchbar ward, er habe das Gerichtsgebäude durch eine hintere Tür verlassen, zerstreute die Menge sich nach und nach.

⊕ ⊕ ⊕

Eli war frei. Er vermochte es noch nicht zu fassen. Aber mit jedem Schritte, den er zurücklegte — er lief mehr als er ging — ward es ihm gewisser, unwiderruflicher: er war frei.

Er sog begierig die Luft — so frisch und köstlich war sie nie gewesen. Er ließ sich von der Sonne bescheinen — so hatte sie nie gewärmt! Wie weit alles Frühere hinter ihm lag — so weit, als sei er inzwischen erwachsen und ein Mann geworden.

Bloß da er heimkehrte zur Mutter — da war er wieder ein Kind. Vor sie hingekauert, schmiegte er den Kopf in ihren Schoß, während ihre Hände über ihn hinglitten, ihn betasteten, ob er ihr auch ganz und heil wiedergegeben sei! — Und dann saßen sie nebeneinander, still begnügt, und fragten einander um alles Mögliche; die Geschwister, die infolge der Trennung anfänglich ein wenig fremd getan, fanden sich bald in alter Weise hinzu. Die Mutter, so deutlich ihr Antlitz die Spur überstandenen Leidens trug, hatte etwas Verjüngtes, Mädchenhaftes in ihrem Wesen. Sie erzählte, was Enderlein ihr aufgetragen, und Eli nickte dazu; er freute sich, die gewohnte Arbeit wieder aufzunehmen, das Haus wiederzusehen und den alten Wendel. Ja, auf Wendel freute er sich besonders!

Indes sie sprachen, war es, als näherten sich un-

Digitized by Google

schlüssige Tritte der Tür. Die Klinke ward herabgedrückt, die Tür um die Breite einer Hand geöffnet — dann rasch wieder zugezogen. Die Tritte entfernten sich.

Eli und die Mutter sahen einander an. „Ich glaube, er traut sich nicht," sagte die Mutter beklommen.

Sie hatte nicht ausgesprochen — da war Eli schon aufgesprungen, zur Stube hinausgestürzt, den Gang hinunter. Vor der Haustür holte er den Vater ein. Sie standen sich gegenüber, Aug' in Auge. Wie damals vor der Schenke.

Der Vater machte eine Bewegung — es sah aus, als wolle er Eli die Hand reichen. Aber sie sank ihm mutlos herab, und sein Blick blieb am Boden haften. Eli betrachtete ihn unverwandt; da entdeckte er die Veränderung, die das Werk weniger Monate war. Die Haltung des Vaters war schlaff und müde — die Schläfen waren eingesunken, und darüber zeigten sich graue Streifen im Haar, die Eli von früher her nicht kannte. Ein Alternder und Gebrochener stand vor ihm.

Ein unendliches Mitleid quoll in Eli empor. Er gedachte nicht mehr dessen, was sie voneinander geschieden, nur des heutigen Augenblicks, da der Vater sich um seinetwillen dem öffentlichen Unwillen zum Ziel geboten hatte.

In rascher Aufwallung streckte er beide Hände aus: „Grüß Gott, Vater!" sagte er hell, beinahe freudig.

Rudolf Willmann hob die Augen auf, ungläubig noch — aber schon war Eli bei ihm und hatte die Arme ihm um den Hals geschlungen. Ein Zittern lief durch des Mannes Leib; sein einmaliges kurzes Aufschluchzen erstickte an Elis Schulter.

„Mein Sohn," sprach er leise.

Und Hand in Hand gingen sie hinein.

Digitized by Google

Segenbühel

In der Gemarkung Wildgereuth gibt es streckenweite prachtvolle Wälder, zwischen denen der Ort selbst wie vergraben liegt, abgeschnitten von der übrigen Welt. Hat man ihn im Rücken, so sind's gute drei Wegstunden bis zum nächsten Dorfe; deshalb dünkt es manchen um so seltsamer, wenn aus der grünen Einsamkeit plötzlich ein Ton erschallt, der unverkennbare Ton einer Kirchenglocke. Ein Gebäude scheint ringsum nicht vorhanden; es ist, als käme der Klang, ein gedämpfter wehmütiger Klang, geradeswegs aus dem Erdboden. Wer den Drang verspürt, das Ding zu ergründen, der folgt dem Steig durch den Kiefernwald, tief und tiefer hinein; manchmal wird es so eng, daß die herabhängenden Äste das Gesicht streifen und der starke eingeschlossene Duft die Brust beklemmt. Dann lichtet sich das Gehölz, eine feuchte Wiese tut sich auf; jenseits des Baches, den sie durchschneidet und den ein paar glitschrige Bretter überbrücken, setzt der Weg sich fort, von hohem Riedgras begrenzt. Haben zuvor die Vögel gezirpt, so quaken hier die Unken, der Boden klingt hohl und tritt sich weich; hier und da schießt eine langbeinige Libelle glitzernd und surrend vorbei. Allmählich steigt der Pfad, lenkt wieder in den Wald hinein, einen herrlichen alten Hochwald mit rauschenden Kronen und efeubewachsenen Stämmen. Und jählings endet auch der, und es öffnet sich ein Stück Wiesenland, voll blühenden Unkrauts, das in der Mitte zu einem niedrigen Hügel sich wölbt. Der ist umgeben

Digitized by Google

von einer verfallenen graurötlichen Mauer, der Mauer eines ehemaligen Friedhofs; und innerhalb der verlassenen Friedensstatt ragt der schlichte Steinbau einer uralten Kapelle, überspannt vom Himmelsblau. Vielleicht weil der Anblick ein so unerwarteter ist, wirkt er so wunderbar, so märchenartig; denn die Kirche ist nirgendwo sichtbar, bis man unmittelbar vor ihr steht. Von ein paar hochgelegenen Punkten der Umgebung nur sieht man ihren Turm mit den rundbogigen Fenstern aus dem Dickicht auftauchen und kann sich sagen lassen, wie die Lichtung samt der Kirche genannt wird.

Einöde Segenbühel.

Wenn die Umwohner den Namen aussprechen, so tun sie es auf eine eigene, vieldeutige Art. Als ob es damit eine besondere Bewandtnis habe.

Und obschon es ein rauhes Volk ist, das umher im Lande haust, unterläßt es keiner, sein Haupt zu entblößen und andächtig hinzuhorchen, so oft aus der Waldenge sachte, windverwehte Glockentöne an sein Ohr schlagen. Der bloßen Frömmigkeit entstammt diese Regung nicht; es ist ein andres, was die Einödkirche so fest mit den Leuten umher verbindet.

Zumal seit das Geschehnis sich zugetragen hat, von dem hier die Rede sein soll, und das man nicht einmal eine alte Geschichte nennen kann; denn es leben zu Wildgereuth noch Leute genug, die Zeugen davon gewesen sind.

⊕ ⊕ ⊕

Wenn auch die Kirche, die der Bühel trug, als etwas Alleinstehendes, Losgetrenntes erschien, schlängelte sich dahinter der Steig doch weiter auf des Hügels Südseite, dem stattlichen Anwesen zu, das man „Beim Kircher" hieß. Das Kirchergut war eins der einträglichsten weit und breit, außerdem seit unvordenklichen Zeiten im Besitz der gleichen Familie. Die schrieb sich nicht Kircher, sondern Jenewein, und ihre Vorfahren waren einfache, hart arbeitende Bauern gewesen. Aber der wachsende

Digitized by Google

Wohlstand und die damit verbundene Bildung neuerer Zeit hatten aus ihnen ansehnliche Leute gemacht, die über die Dinge dieser Welt mitreden konnten und teilweise durch Maschinen betreiben ließen, wozu man ehemals die Kraft der eigenen Arme brauchte.

Den von der Sonne angegrellten Steig zum Kirchergut lief in der Nachmittagshitze ein halbwüchsiger Junge; keuchend und bisweilen ausrastend, hastete er auf nackten Füßen bergan, bis er die Tür des Hauses erreicht hatte und anläuten konnte.

Eine Magd tat ihm auf: „Was möcht'st denn, Kleiner?"

„Ich tät schön bitten — den Schlüssel soll ich holen, hat die Mutter gesagt — den Kirchschlüssel," plapperte der Junge seinen Auftrag herunter.

Die Magd nickte und schritt ihm voran in den Flur, wo sie unter verschiedenen Schlüsseln zu kramen begann. „Was ist's denn bei euch?" forschte sie in vorsichtiger Umschreibung.

„Dem Vater ist's so schlecht — den hat beim Heuen eine Natter in die Hand bissen, davon ist die Hand so arg geschwollen, und jetzt sollen Sie so gut sein, mir den Kirchschlüssel geben, hat die Mutter gesagt."

„Gleich, mein Bub, gleich."

Während sie suchte, schritt durch den Flur, an der Küche vorbei, die Hausherrin, Margaret Jenewein. Sie hatte die Botschaft gehört. „Der Schlüssel liegt nicht bei den andern; er hängt hinter der Stubentür am Haken!" rief sie in die Küche hinein.

Alsbald war der Schlüssel gefunden und dem Buben eingehändigt. Die Magd geleitete ihn vors Haus. „Soll ich mitgehen oder schaffst es allein, du?" erkundigte sie sich noch.

„Freilich kann ich!" nickte er wichtig und sprang davon.

Binnen kurzem hub von der Kirche herüber das Läuten an, ein unregelmäßiges stoßweises Läuten, aber weithin vernehmlich in der brütenden Stille des

Digitized by Google

Sommertags. Zuletzt verklang es in einzelnen müden Schlägen. Dann kam der Junge, den Schlüssel zurückzubringen, und entfernte sich unter Dankesagungen.

Inzwischen hatte die Magd all ihren Mitdienenden den kleinen Vorfall kundgetan; und auf der Tenne, im Hofe, in der Milchkammer ward davon geraunt und geredet. Alle bewegten in ihren Köpfen die Frage: „Wird wohl des Marti Vater gesund?“

Am liebsten wäre noch vor Abend die eine oder andre der Mägde hinunter in die Ortschaft gerannt, um den Sachverhalt festzustellen: aber der Frau wegen wagten sie es nicht. Die war immer so kurz angebunden und liebte es nicht, wenn viel Zeit verlaufen und verschwatzt wurde. So mußte die Neugier bezähmt werden, bis am andern Morgen das Gefährt des Kreisarztes am Kirchengut vorüberrollte. Da brachte die Magd, die den Schlüssel hergegeben, geschickt und manierlich die Frage an, wie es wohl drunten gehe.

Es mache sich, bedeutete der Doktor. Gestern abend schon habe sich Besserung eingestellt. Hinter seinem Rücken tauschte das Gesinde verständnisvolle Blicke und steckte, als er weiterfuhr, erregt die Köpfe zusammen. Der Doktor mochte etwa denken, daß er dem Kranken geholfen habe; die Nachbarn der Einödkirche wußten es anders.

Sie wollten auch die Hausherrin, die schlanke, ernsthafte Margaret Jenewein, an ihrer Genugtuung teilnehmen lassen; aber sie nickte nur leicht mit dem Kopf wie bei einer selbstverständlichen Sache.

⊕ ⊕ ⊕

Es hatte eine Zeit gegeben, da das nunmehr bebaute, teilweise vom Schienenstrang durchzogene Land eitel Wildnis gewesen war. In jenen Tagen waren die umfriedeten bewohnten Städte von einer grausigen Seuche heimgesucht worden; „die große Sterb“ ward sie kurzweg in den Chronikbüchern benannt. Wer da konnte, flüchtete vor der Gefahr: so ein junger Mann

Digitized by Google

aus stolzem, reichem Hause, dessen Sippschaft insgesamt der Pest zum Opfer gefallen. Zuvor hatten sie ihn hart gefangen gehalten, seiner Liebe wegen zu einer armen landfahrenden Dirne, der er, als man sie schimpflich ausgetrieben hatte, mit Gewalt nachfolgen gewollt. Als er nun frei war und in der waldigen Öde pfadlos umherirrte, da begegnete ihm seine Liebste, die gleichfalls im Walde sich verborgen hatte und also dem Tod entronnen war. Da wurden die beiden Mann und Frau; gemeinsam rodeten sie die Wildnis, und die Kinder und Enkel, die ihnen erwuchsen, halfen ihnen dabei. So folgte ein arbeitsam kämpfendes Geschlecht dem andern, bis an Stelle der notdürftig gezimmerten Hütte das heutige Kirchergut entstanden war.

Der Name mochte daher kommen, daß einer der frühen Eigner des Gutes die Kirche auf dem Segenbühel zu seinem und der übrigen Umwohner Nutz und Frommen errichtet hatte. Denn inzwischen hatten andre Heimatsucher in der Nähe sich angesiedelt. So baute im Laufe der Jahrhunderte die Ortschaft Wildgereuth sich auf. Aber die auf dem Kirchergut saßen, blieben vor allen Späteren im Ansehen; sie waren die Ältesten, gleichsam die Stammfamilie des Ortes.

Das alles war lange her. Die Kirche hatte gedient, bis sie für die rasch wachsende Gemeinde zu klein und überdies baufällig wurde. Inmitten des Ortes prunkte eine schmucke spätzopfige Pfarrkirche mit Schulhaus daneben; in der Einödkapelle ward nur einmal des Jahres noch Gottesdienst gehalten, wo dann meist die Schar der Andächtigen, da sie im Innern nicht Platz fand, im Freien auf dem Wiesengrunde lagerte und der Geistliche seines Amtes an einem eilig aufgerichteten, mit Maien und künstlichen Rosen umsteckten Notaltar waltete. Die übrige Zeit blieb die Kirche geschlossen; den Schlüssel hatten die Leute des Kircherguts in Verwahr, die ihn im Bedarfsfalle bereitwillig herliehen. Mitunter hatten sie das Läuten selbst zu besorgen, zum Beispiel, wenn ein Wetter dräuend am Himmel stand.

Digitized by Google

Gegen Gewitter die Glocken zu läuten, war auch an andern Orten Brauch. Aber mit der Glocke der Einödkirche hatte es noch eine besondere Bewandtnis. Sie sei nicht durch Menschenhand hergekommen, die Tiere des Waldes hätten sie aus der Erde gescharrt, berichteten die einen, während nach andrer Überlieferung ein Engel sie vom Himmel gebracht haben sollte. „Tausend Jahre alt!“ behaupteten die Wildgereuther von ihr. Das traf schwerlich zu; doch alt war die Glocke jedenfalls und segenskräftig wie keine.

Noch niemals hatte ein Wetter die Äcker der Umwohner zerschlagen, dafern rechtzeitig die Glocke vom Segenbühel geläutet worden war. Noch niemals war ein Schwerkranker gestorben, für den jemand, gleichfalls beizeiten, den Glockenstrang gezogen hatte. Geschah dies aber dennoch, dann hatte der Läutende den rechten Glauben nicht besessen oder den, für den er bat, nicht lieb genug gehabt; denn beides gehörte dazu. Dies Vertrauen auf die Wunderglocke war, forterbend im Laufe der Jahrhunderte, immer zäher, zuletzt unausrottbar geworden. Während manches alte Herkommen abgeschafft und angezweifelt wurde, erhielt sich bei den meisten der Glaube an die Wirksamkeit der Einödglocke. Und die Jenewein vom Kirchergut mochten hinterrücks als hoffärtig und streitsüchtig, als Protzen und wer weiß was noch verschrieen werden — äußerlich suchte sich jeder gut mit ihnen zu stellen, weil sie den Segen der Gegend gewissermaßen unter Verschluß hatten.

Diese Dinge waren so allgemein bekannt, daß Margaret Jenewein, die Letzte ihres Hauses, kaum in den Fall geraten war, darüber zu sprechen. Da erhielt die Schule von Wildgereuth, die sich zusehends vergrößerte, einen neuen Lehrer, einen jungen regsamen Mann, dessen frischer Sinn alles lebendig zu machen schien, was er berührte.

Das Kirchergut, als das nachweislich älteste Haus der Gegend, erweckte sein Interesse, desgleichen die Besitzer, diese Art von trotzigem altem Bauernadel, der

Digitized by Google

jetzt nur noch auf zwei Augen, denen eines Weibes, stand. Anfänglich hatte Margaret verwundert und mißtrauisch den Besucher angeschaut, der sie höflich begrüßte und um Erlaubnis bat, die alte Truhe in ihrem Hausflur, die alte Inschrift unter dem Hausgiebel in Augenschein nehmen zu dürfen. Aber dann hatte sie sich in ihrem Eigentum geschmeichelt gefühlt.

„Es ist altes Sach," sagte sie ein wenig von oben herab, lauschte jedoch voll Anteil seiner Belehrung, wie selten und wertvoll solch „altes Sach" für den Kenner sei. Auf sein Befragen berichtete sie, die sonst Einsilbige, ihm nach und nach das, was sie von der Geschichte ihres Heimatortes und Hauses wußte. „Man sagt halt so" — „Die Leute da herum meinen" — schaltete sie häufig ein, damit der „Studierte" nicht etwa ihre Erzählung belächle. Sie hatte den alten halbdunklen Sagen nicht näher nachgedacht und fürchtete, sie seien für Fremde langweilig. Nicht so dem Lehrer; dem gefiel die legendäre Entstehung von Wildgereuth ausnehmend, zumal das Wiederfinden des liebenden Paares in der Einsamkeit.

„Wie die ersten Menschen im Paradies," bemerkte er fröhlich. „Sehen Sie, Fräulein Margaret, mit zweien, die sich liebhaben, geht die Welt überall an."

Da ereignete sich etwas sehr Seltenes: Margaret Jenewein verzog den Mund zum Lächeln.

Dagegen war sie fast etwas beleidigt, als bei Erwähnung der wunderkräftigen Glocke der Lehrer sehr freundlich und vorsichtig andeutete, er glaube nicht recht daran. Aber an geweihte Dinge wie Glocken hefte solche alte fromme Meinung sich gern. Margaret hatte noch keinen gesehen, der so schön und klar zu reden wußte; ihr war zuletzt, als habe er recht in allem, er ganz allein. Der Geldhochmut, der sonst in ihr steckte, hätte ihr eigentlich eine gewisse Überlegenheit gegenüber einem armen Schullehrer verleihen müssen; statt dessen empfand sie zum erstenmal Respekt vor etwas, das sich nicht in Zahlen ausdrücken ließ.

Digitized by Google

Gottfried Fechner — so hieß der Lehrer — sprach öfters auf dem Kirchergut ein. Bereits wußte Margaret alles von ihm: daß er so gern studiert hätte, wären nur die Mittel dazu vorhanden gewesen; daß er den Krieg in Frankreich mitgemacht und das erst wenig Jahre alte Deutsche Reich unter seinen Augen hatte entstehen sehen. Sie, die aus ihrem verlorenen Winkel nie herausgekommen war, erschien sich einfältig und hausbacken im Vergleich zu ihm. Gleichsam entschuldigend vertraute sie ihm gelegentlich das eine und andre aus ihrem eigenen mühseligen Leben an: von der Mutter, die ihr so lieb gewesen und so früh gestorben war, von dem Vater, den sie bis an sein erst kürzlich erfolgtes Ende gepflegt hatte — eine schwere Aufgabe bei des Mannes jähzorniger Rauheit. Noch an seinem letzten Tage war er so arg in Wut geraten wegen des Streites, den er mit der Gemeinde gehabt.

„Wegen welchen Streites?"

„Ja so, Sie sind ein Zugereister; Sie können das nicht wissen. An unsrer Kirche hätt' es eine Reparatur gebraucht; und der Bürgermeister hat sie einfach in Angriff nehmen lassen, ohne den Vater zu fragen. Der ist aber gleich aufgetreten und hat verboten, daß da irgend jemand was macht hinter seinem Rücken; denn die Kirche gehört uns und nicht den Wildgereuthern."

„Das ist doch sonderbar," meinte der Lehrer. „Gehört nicht die Kirche zum Ort?"

„In dem Fall nicht." Margaret wurde eifrig. „Der ganze Segenbühel mit allem, was drauf steht, ist unser eigen, und die Kirch' hat ein Urahn vom Vater erbauen lassen, von seinem Geld; es ist bloß guter Wille, daß die vom Dorf sie haben benutzen dürfen. Aber trotzdem: wie der Vater gestorben ist, hab' ich keinen Prozeß angefangen, wie er gewollt hat. Mit der Gemeinde hab' ich mich verglichen, daß jedes die Hälfte der Reparaturkosten zahlt — damit fertig! Herumstreiten mag ich mich nicht."

Sie hatte es kein Hehl, wie wenig günstig sie ihren

Digitized by Google

Nachbarn gesinnt sei. Oft und oft hatte es ihre Mutter gesagt: „Margaret, schau' dir um einen besseren Mann — keinen Wildgereuther! Die sind zu grob!"

Jetzt schien der bessere gefunden. Wenn Margaret von ihrem Fenster aus die Gestalt des Lehrers am Waldrande auftauchen sah, fuhr sie hastig aus dem Werktagsgewand in ein sonntägliches und strich mit den Händen glättend über das dichte Haar. Und des Abends in ihrer Kammer flogen bisweilen Gedanken sie an, die ihr alles Blut zu Gesicht trieben, und vor denen sie erschauernd sich unter die Decke verkroch.

In der ganzen Gegend ward gemunkelt, der neue Lehrer werde die Tochter vom Kirchergut heiraten, die Reichste sowie die Klügste und Arbeitsamste weit und breit. „Das ist ein ganz Feiner!" sagten die Leute bewundernd und mißgünstig.

Gottfried Fechner hegte vielleicht, noch unbewußt, die Absicht, die man ihm zuschob. Denn das einsame Mädchen auf dem Segenbühel mit ihrer herrschenden, prinzeßlich sicheren Art, ihrem Hintergrund von märchenhaften alten Überlieferungen hatte seinen tiefen Anteil erweckt. Trotz der Enge, in der sie lebte, erkannte er die Bildsamkeit ihrer Seele; das lieh seinem Ton oft eine Wärme, die einem Versprechen gleichkam. Und Margaret baute auf dies Versprechen felsenfest, bis —

Bis das Unglück gekommen war in Gestalt von des Herrn Pfarrers Nichte, die sich eingestellt hatte, um den alten kränkelnden Oheim zu besuchen. Margaret verfluchte den Tag, an dem das geschehen, und den Weg, darauf die Fremde hergefahren war. Denn von da an ließ sich Gottfried Fechner seltener, immer seltener auf dem Kirchergut blicken.

Die Pfarrersnichte war ein wunderliebes Geschöpf mit der weichsten Stimme und dem treuherzigsten Augenpaar. Sie glich den Mädchen aus dem kleinen, freundlichen Städtchen, wo Gottfried Fechner herstammte und seine ersten Schülerverliebtheiten durch-

Digitized by Google

gemacht hatte. Und sie war ganz anders geschickt zu Liebe als Margaret Jenewein. Die hatte sich gewöhnt ihre Worte und Mienen gleichsam unter Verschluß zu halten; in ihrer Sippschaft waren weiche Gefühle und zärtliches Bezeigen einmal nicht der Brauch. Eine schwerblütige Herbheit haftete ihr an, gerade wenn sie am heftigsten empfand.

Hingegen zeigte die Pfarrersnichte ihres Herzens Meinung auf ebenso unverstellte als anmutige Weise wie ein Kind, das diejenigen, die es gern hat, mit strahlendem Lächeln grüßt. Der Lehrer, ehe er sich dessen versah, war völlig im Banne ihrer weichen warmen Nähe; er dachte und begehrte nichts mehr denn die Liebe, die sich ihm so unverhohlen entgegen trug. Margaret Jenewein verblaßte in seiner Erinnerung zu einer Art Merkwürdigkeit gleich den seltenen Schränken und Truhen aus ihrem Besitz.

Eingesponnen in ihre waldumhegte Einsamkeit und ihre eintönigen Pflichten, verwartete die Verlassene Stunden, Tage, Wochen. Sie war machtlos, konnte keinen Schritt tun, den nicht ihr Selbstgefühl verbot. Ein Mädchen darf nicht bitten um das, wovon doch ihr Leben abhängt. Es galt, ein gelassenes Antlitz zu zeigen vor den Dienstboten, die hinter ihrem Rücken tuschelten, vor gelegentlichen Besuchern, die absichtliche Anspielungen hinwarfen. Sie wagten es kein zweites Mal; denn nichts konnte kälter, hochfahrender sein als die Art, womit die Margaret ihnen zu verstehen gab: „Wer mir nichts nachfragt, dem frag' ich erst recht nichts nach."

Wenn es ihr so gleichgültig war, was ging es die andern an? Es ereignete sich ja täglich, daß ein junger Mann von der ersten hinweg der zweiten sich zuwandte. So ward der Lehrer, da er sich wirklich mit der Pfarrersnichte verlobte, von allen Seiten beifällig beglückwünscht; sogar die Margaret selbst, bei irgendeiner flüchtigen Begegnung, hatte ihm obenhin ihren Glückwunsch ausgesprochen.

Google

Zur Hochzeit freilich fand sie sich nicht ein. Aber weil diese auf einen Feiertag fiel, hatte sie den Dienstboten insgesamt freigegeben. Es war ihr eben recht, allein zu Hause zu bleiben. Während ganz Wildgereuth vom fröhlichen Hochzeitslärm erschallte, kauerte Margaret Jenewein auf dem kleinen Friedhof, der ihre Kirche umgab. Sie wühlte den Kopf in das hohe, von rotleuchtenden Klatschmohnen durchblühte Gras, um den Schrei zu ersticken, der gewaltsam von ihren Lippen brechen wollte.

⊕ ⊕ ⊕

Mehr denn zwei Jahre waren seitdem verstrichen. Das Leben in der Öde war seinen gleichförmigen Schritt gegangen; auf dem Kirchergut schaltete Margaret Jenewein und schien äußerlich die alte. Sehr alt kam sie sich selber vor, so stumpf und hoffnungsarm, wie sie geworden war. Sie erfüllte maschinenmäßig ihre Obliegenheiten und hielt das Gesinde in Zucht, ohne mehr dabei zu empfinden als ein Zugtier, das vor dem Pflug einhertrottet. Es wäre wider ihre Ehre gewesen, ihren angestammten Besitz verlottern zu lassen. So wie sie ihn überkommen, in tadelloser Ordnung bis zum Türnagel herab, so mußte er auch nachbleiben, wenn sie zu den Ihrigen auf den Friedhof der Einödkirche gelegt wurde. Dort schliefen alle Jenewein; für sie, die letzte Überbliebene, war eben noch Platz.

Von Gottfried Fechner sah und hörte sie wenig; denn sie vermied es, ihm zu begegnen. Es ging ihm gut, er lebte glücklich mit seiner Frau, die ihm ein Knäbchen geschenkt hatte. Da Margaret hiervon erfuhr, war ihr, als sei es ihr Kind, das die andre ihr gestohlen hätte. Mitunter kam ihr zu Ohren, wie des Lehrers Wirksamkeit gerühmt ward; noch keiner hatte sich der Schule so eifrig angenommen und der Jugend von Wildgereuth so viel Respekt eingeflößt. In Margarets Herzen stritt die Bitterkeit mit einem ganz leisen Stolz auf ihn, da sie das vernahm. Aber die Bitter-

Digitized by Google

keit gewann die Oberhand, als der Lehrer ein paarmal sich gegen den mannigfachen Aberglauben der Ortsleute, unter anderm auch gegen das Läuten der Glocke vom Segenbühel ausgesprochen haben sollte. Wäre er ihr Mann gewesen, hätte sie wahrscheinlich seiner freieren Ansicht sich zugeneigt; so jedoch deuchte ihr: der ihr alles geraubt, wolle auch noch den alten, geheimnisvollen Ruhm ihrer Kirche und das Ansehen, das davon auf sie zurückstrahlte, schmälern. Das grub sich ihr tief ein; und wenn sie, was selten geschah, mit den Umwohnern in Berührung kam, hielt sie sich stets zu denen, die aus irgendeinem Grunde dem Lehrer gegnerisch gesinnt waren. —

Einen so heißen Sommer wie den diesjährigen hatte es seit Urzeiten nicht gegeben. Tag für Tag derselbe grellblaue Himmel, dieselbe unbarmherzige Sonnenglut. Anfangs hatte man sich gefreut, der Ernte wegen; allein die Hitze dörrte die Felder aus und die Menschen erst recht. Hier und da waren die Brunnen versiegt, nur der breite Bach jenseit des Segenbühels glitzerte und rauschte noch, wenn schon auch etwas zurückgegangen. Es geschah öfters, daß des Kreisdoktors Wägelchen am Kirchergut vorbeirollte.

Eines Tags ging die Obermagd vom Kirchergut auf die Wiese am Waldsaum, um das zweite Heu, das in geschichteten Haufen draußen lag, aufzulockern. Da traf sie ein Büblein, das emsig beschäftigt war, auf den Heuhaufen Purzelbäume zu schlagen. Sie kannte ihn: es war der kleine Marti, dessen Vater dazumal von der Natter gebissen worden. Die Magd drohte ihm schon von weitem. „Wart du! Ist vielleicht heut Sonntag? So ein Krabat wie du gehört in die Schul'! Verstanden?"

„Keine Schul' ist nicht," gab er wichtig zurück, „weil der Herr Lehrer krank ist."

„Der Herr Lehrer? Wo fehlt's ihm denn?"

„Weiß nicht." Des Kleinen Ton war gesetzt und betrüblich; aber sein Lächeln war vergnügt. Augen-

Digitized by Google

scheinlich hielt bei ihm die Freude über die unverhofften Ferien dem Mitgefühl für seinen Lehrer die Wage.

Solch eine Neuigkeit! Die Magd zählte die Augenblicke, bis sie ihre Arbeit vollbracht hatte und es rückkehrend allen Hausgenossen mitteilen konnte: der Lehrer sei krank. So erfüllt war sie davon, daß sie diesmal sogar die Scheu vor der Herrin des Hauses vergaß und in deren Gegenwart damit herausplatzte.

Margaret Jenewein tat, als habe sie nicht gehört. Oder als ginge die Sache sie von der Welt nichts an. Ihre Hände fuhren in irgendeiner gleichgültigen Beschäftigung fort, so sicher wie zuvor.

Aber von da und dort klang doch die Bestätigung der Kunde zu ihr. Mechanisch mußte sie darüber denken, sich das Gehörte wiederholen, wie unter einem Zwang. Der Lehrer krank — Typhus — epidemisch — böser Fall. Jetzt wurde ihm sein Unrecht an ihr heimgezahlt. Wahrscheinlich würde er sterben, und seine Frau, die würde dann wohl fortziehen. Dann war alles wie zuvor, als hätte sie den ganzen Gottfried Fechner und das, was er ihr angetan, bloß geträumt. Vielleicht war es am besten so; sie empfand nichts als eine dumpfe leere Ruhe, so wie sie auf einen großen Schreck folgt. Und sie war doch gar nicht erschrocken.

Um so weniger begriff sie die Meldung, mit der sie unversehens aufgescheucht wurde. Wer war da und begehrte sie zu sprechen? Seine Frau? Was suchte die bei ihr, gerade jetzt!? Margaret nahm sich Zeit; sie schöpfte erst Atem und verweilte ein paar Augenblicke zögernd vor ihrer eigenen Schwelle, ehe sie es über sich gewann, die Stubentür aufzuklinken.

Mit einem verschüchterten, ängstlichen Ausdruck in den weichen Zügen trat die Harrende ihr entgegen. Des Pfarrers Nichte war als Frau womöglich noch hübscher geworden, und der mädchenhafte Reiz von ehedem war ihr treu geblieben.

Margaret erwiderte kurz den gebotenen Gruß, ohne die ihr hingestreckte Hand zu bemerken. Ihr ganzes

Digitized by Google

Wesen drückte die Frage aus, was denn die andre hier zu suchen habe.

Die junge Lehrersfrau empfand das. „Ich möchte nur — ich möchte um den Kirchschlüssel bitten —“ brachte sie hervor.

„Welchen Schlüssel?“ Margaret schien plötzlich nicht zu wissen, wovon die Rede sei. Die Besucherin wurde ein bißchen rot.

„Mein Mann ist nämlich krank.“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Sehr krank, sagt der Doktor. Und ich hab' so Angst — und die Nachbarsleute haben mir alle zugeredet, daß ich doch die Glocke vom Segenbühel läuten soll für ihn. Da hab' ich gedacht, ich will in Gottes Namen hergehen; es ist ja nichts Unrechtes.“

„Aber Sie vertrauen nicht, daß es hilft,“ warf Margaret trocken dazwischen. „Und Ihr Mann, das weiß ich, glaubt auch nicht daran.“

„Nein,“ gestand die andre. „Wenn ich ihn fragte, würde er's vielleicht nicht haben wollen. Aber er ist doch nicht bei Bewußtsein“ — wieder zitterte ihre Stimme „und wenn er wieder gesund wird, dann lacht er mich höchstens aus. Es ist doch natürlich, daß man alles probiert, wenn man jemand so lieb hat.“

„Wenn Sie selbst nicht glauben,“ sagte Margaret geschäftsmäßig, „dann nutzt das Läuten nichts. Und überhaupt —“ Sie vollendete nicht.

„Heißt das: ich von mir aus glaub' eigentlich schon, daß es so Sachen gibt. Nur mein Mann, der will nichts davon wissen. Und das ist mir jetzt ganz gleich, wo ich so in Sorgen bin um ihn — bitte, geben Sie mir nur schnell den Schlüssel!“

Margaret preßte die Lippen aufeinander; ihr Antlitz hatte plötzlich einen seltsam harten, entschlossenen Zug. „Tut mir recht leid, Frau Lehrer, der Schlüssel ist nicht da. Ich such' ihn seit gestern schon vergeblich.“

„Nicht da?“ Erschrocken schlug die junge Frau die Hände zusammen.

Margaret zuckte nur die Achseln und öffnete die

Digitized by Google

Tür, um der Magd hinauszurufen, der Schlüssel solle gesucht werden.

Man hörte das Hin und Her der eilenden Füße, die Zurufe, mit denen die Hausleute einander nach des Schlüssels Verbleib befragten. Zuletzt steckte die Magd den Kopf herein und meldete ganz bestürzt: der Schlüssel sei abgängig, irgendwer müsse ihn vertragen haben.

„Wenn Sie ihn nicht selbst weggeräumt haben!"

Margaret überhörte die Rede. Mit der Hand strich sie die Falten ihres Rockes zurecht. „Da ist nichts zu machen, Frau Lehrer. Wie gesagt, es tut mir leid."

Die Lehrersfrau war aufgestanden. Sie hörte kaum, daß die gutmütige Magd sich noch zu weiteren Nachforschungen außerhalb des Hauses erbot. Unwillkürlich erinnerte sie sich, wie ihr Mann jederzeit ausgewichen war, wenn die Erbin des Kircherguts erwähnt wurde; sie entsann sich gewisser Andeutungen, die sie da und dort erlauscht hatte. Alle Kraft zusammennehmend, sah sie Margaret voll ins Gesicht. „Ich muß noch eins fragen; seien Sie, bitte, nicht bös! Nicht wahr: Sie — Sie sagen mir nicht deshalb nein, weil — weil Sie was gegen uns haben?"

Margaret zuckte mit keiner Wimper; unsäglich fremd und kalt war der Ton, worin sie ihre Verwunderung über solch eine Frage äußerte. Was in aller Welt sollte sie denn gegen den Lehrer und seine Frau haben?

Die andre fühlte sich entmutigt von dem stillen undurchdringlichen Gesicht, von der ganzen Art der Begegnung. Als sei sie eine lästige, von der Schwelle gewiesene Bettlerin! Ihr Frauenstolz bäumte sich auf. „Dann will ich nicht länger stören — entschuldigen Sie, daß ich Mühe gemacht habe!" Damit ging sie aufrecht zur Tür hinaus und schluckte ihr Weinen so lange nieder, bis die Stätte ihrer vergeblichen Bitten ihr weit, weit im Rücken lag.

Margaret schickte die Magd hinaus und begab sich selbst an die zuvor unterbrochene Arbeit zurück. Dazwischen glitt ihre Hand ein paarmal an der Tasche

Digitized by Google

ihres Kleides herab. Es war gut, daß niemand anders diese wiederholte Bewegung beachtet hatte.

In der Dämmerung verließ sie ihr Haus, um sich ein wenig draußen zu ergehen. Über die Wiesen dahin schritt sie zum Bache, in dessen Getriebe sie eine Weile hineinblickte. Plötzlich, mit jähem Entschluß, fuhr die Hand in die Tasche, zerrte etwas hervor. Ein Aufspritzen — ein Gurgeln — wie wenn ein schwerer Gegenstand ins Wasser klatscht. Das Bachbett hatte Löcher und Steine, unter die es tief hineinging; was da versank, das kam nicht leicht wieder zutage. Jedoch in ihr Bewußtsein hiervon mischte sich ein jähes sonderbares Angstgefühl. Das Gefühl nach einer Tat, die man gern rücktun möchte, wenn man könnte. Sie zauderte noch einige Minuten am Rande des Baches, dann begab sie sich entschlossen auf den Heimweg.

⊕ ⊕ ⊕

Während der Nacht hatte es mehrmals gedonnert: ein langsam dumpfes Grollen aus den Wolken, die gleich dicken schwarzen Schläuchen herabhingen. Dazwischen vereinzeltes falbes Aufleuchten; das lang ersehnte, lang verheißene Gewitter schien im Anzuge.

Gegen Morgen brach es los, mit zügelloser, lang aufgespeicherter Gewalt — eine wahre Sintflut. Durch den Regen drang in abgerissenen Angstklängen das Läuten der Glocken aus allen Nachbarorten; einzig die des Segenbühels blieb stumm. Wohl hatte beim Heranziehen des Wetters das Gesinde sich der ihm obliegenden Pflicht entsonnen; aber der Schlüssel war und blieb trotz eifrigsten Suchens verschwunden, und die Frau selbst hatte nur ein Achselzucken dafür. Den Schlosser zu holen, hätte die Zeit nicht gelangt. So blieb den Knechten und Mägden nichts, als den herabzuckenden Blitzstrahlen müßig zuzuschauen und bang auf das Getöse draußen zu lauschen. Kreuz und quer schossen die gelben Wasserbäche dahin; wie Trommelschlag prasselte auf dem Dache der Regen, mit dem scharfen

Digitized by Google

Knattern der niedersausenden Schloßen vermischt. Eisstücke von der Größe einer Haselnuß. Und dazwischenher folgte ein betäubender Schlag dem andern. Krach! Eine Entladung gleich einer Gewehrsalve! In einen Baum hatte es eingeschlagen; eine helle Flamme wehte von seinem Wipfel empor. Aber immer weiter stürzte vom Himmel die Flut, rasselte der Hagel, der die Felder weiß bedeckte wie zur Winterzeit.

Eine Stunde währte es, ehe das Wetter nachzulassen begann. Als es dann mählich sich verzog, als aus den höher und durchsichtiger werdenden Wolken hie und da ein Streifen Blau hervorlugte, bot sich ein Anblick trostloser Zerstörung. Die Felder ringsum zerstampft, zerwühlt, wie wenn eine Schar Berittener blindwütig darübergesprengt wäre. Wo schon Garben geschichtet gewesen, alles auseinandergerissen, von den Rinnsalen hierhin und dorthin verschleppt; an vielen Obstbäumen die Zweige mit den schon sichtbaren Fruchtknollen geknickt. Und so weithin, auf und nieder, durch die ganze Gemarkung Wildgereuth, die von des Unwetters Wucht mehr als alle benachbarten Gegenden heimgesucht worden war.

Die Leute der Ortschaft vermochten des Schadens Größe kaum zu fassen. Wortreiches Jammern lag nicht in ihrer Art; eine dumpfe Niedergeschlagenheit beherrschte die einen und eine verhaltene ingrimmige Empörung die andern. Solch ein Unglück! Wie lange mußte man sich plagen und rackern, bis die Folgen halbwegs vergütet sein würden! Mit dem Herrgott im Himmel droben durften die Betroffenen keinen Hader anheben; ihr verbissener Gram suchte nach irgendeinem Lebendigen, den man haftbar machen, an dem man die Bitterkeit auslassen konnte. Ein solcher Sündenbock war nicht schwer zu finden: daß die Segensglocke vom Bühel nicht geläutet worden, hatte jeder und jede erschrocken bemerkt. Und bald ward auch kund, was die Frau Lehrer unter Tränen ihren Nachbarinnen erzählt hatte: wie die Margaret vom Kircher-

Digitized by Google

gut ihr den Kirchschlüssel verweigert hatte. So etwas zu verlieren oder zu weigern, war beinahe eine Art Rechtsbruch. Die vom Kirchergut galten für anmaßend und gewalttätig seit jeher; dies aber ging zu weit. Da hatte die allgemeine Entrüstung ihren Ausweg gefunden. Die Jenewein-Tochter war schuld an allem Unheil: sie hatte das Läuten verhindert!

Zu diesem Ende machte der Bürgermeister, ein stämmiger Mann und Bäcker seines Zeichens, in Begleitung eines begüterten Bauern und Gemeinderats sich auf den Weg nach dem Kirchergut. Ihnen beiden erschien ein Frauenzimmer als ein höchst geringer Gegner; und sobald sie in der Stube des Kircherguts der Margaret gegenübersaßen, gingen sie ohne Umschweife auf ihr Ziel los.

Der Bürgermeister, sowohl in seinem Hause wie in der Gemeinde an kurzen Prozeß gewöhnt, erklärte bündig: das sei ihm eine schlampige Wirtschaft, wo so etwas wie ein Kirchschlüssel verloren gehen könnte. Er sage nicht, daß der Hagelschaden eine Folge des unterlassenen Läutens sei, aber seit Menschengedenken werde bei Unwetter und Krankheitsfällen die Glocke geläutet, und so habe es auch zu bleiben! Der Schlüssel müsse her; oder Margaret Jenewein müsse unverzüglich auf ihre Kosten einen neuen machen lassen.

Margaret hörte das gelassen an, die harten aber schlanken bräunlichen Hände vor sich im Schoß gefaltet. In ihrem Anschauen war etwas, das den Männern je länger je unbehaglicher wurde.

„Der Schlüssel ist fort. Einen neuen laß ich schon machen — das heißt, wenn ich mag. Ein Muß gibt's da nicht, mein' ich."

Der Bürgermeister schlug mit der Hand auf den Tisch. „Ah, was nicht gar! Das Läuten ist keine Privatsach', sondern eine Gemeindeangelegenheit; drum müssen wir in die Kirche jederzeit hinein können."

„Da wird die Gemein' sich irren," versetzte Margaret

Digitized by Google

gleichmütig. „Die Kirche samt dem Grund, wodrauf sie steht, ist mein. Da hat kein andrer ein Recht, und wenn ich wen hineingehen lassen will, ist's eine Gefälligkeit."

Einen Augenblick stockte dem Manne die Sprache. Das traute sich die ihm ins Gesicht zu sagen! „Von jeher, bis die neue Pfarrkirche erbaut ist worden, hat man hier Gottesdienst gehalten. Wenn das trotzdem kein öffentliches Eigentum ist, nachher — nachher —"

Da fiel dem Erregten sein Gefährte, der langsame und bedächtige Steckholzner, ins Wort. Er hatte Margaret von klein auf gekannt; das lieh ihm einen gewissen Vorteil. „Geh, Margaret, sei gescheit!" sagte er mit dünner, hüstelnder Stimme. „Ein altes Herkommen ist ein altes Herkommen; da soll niemand dran rütteln. Die Kirche gehört zu Wildgereuth, kein Mensch hat's je anders gewußt."

„Doch!" Margaret reckte sich unwillkürlich. „Mein Vater hat's schon anders gewußt. Er ist bloß gestorben, eh' er's euch hat beweisen können."

„Himmelherrgottsa —!" Jetzt riß dem Bürgermeister die Geduld. „Wie der Altar hat gerichtet werden müssen, habt Ihr Euch mit uns in die Kosten geteilt; dadurch ist der Gemeinde ihr Besitzrecht anerkannt."

Der vermittelnde Steckholzner schaltete ein: so könne man es auch in betreff des neuen Schlüssels halten — „im Fall es der Margret ums Geld ist."

Ums Geld! Ein funkelnder Seitenblick der Margaret traf den Sprecher. „Die paar Gulden von dazumal könnt ihr jede Stund' wieder haben. Und im übrigen bleibt's dabei: die Kirche gehört unser — die hat ein Vorfahr von uns erbauen lassen."

„Und der Gemein' geschenkt!" schnaubte der Bürgermeister.

„Habt ihr was Schriftliches drüber? Mir ist nichts bekannt."

Die beiden Dörfler sahen einander an; der Steckholzner kraute sich im dürftigen Haar. Ob eine Schen-

Digitized by Google

kungsurkunde oder dergleichen vorhanden, blieb dahin gestellt; denn vor hundert Jahren war ein Teil der Ortschaft samt dem Gemeindehause niedergebrannt und vieles Schriftliche zugrunde gegangen. Die Nutznießung sei der Beweis, behauptete der Bürgermeister, die werde vor Gericht den Ausschlag geben. Wenn irgendwo in Margarets Seele ein Funken Nachgiebigkeit geschlummert hatte, so erlosch er bei dem scharf betonten Wort „Gericht".

„Das ist doch zum Lachen! Wenn einer seinem Nachbar einen Wassereimer leiht, so lang, bis sich der einen kaufen kann, dann gehört der Eimer dem Nachbar? Wär' noch schöner, das! Ich sag' nur so viel: was mein guter Willen ist, daraus laß ich keine Schuldigkeit machen. Werd' ich mit Manier drum angegangen, so ist's ein andres; aber abzwingen laß ich mir nichts."

„Also haben wir ausgeredet." Der Bürgermeister, der seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte, erhob sich. „Wir werden unser Recht schon zu finden wissen."

„Im Fall sich die Margaret nicht besser besinnt —" ergänzte der Steckholzner. Und ohne Gruß stapften sie schwerfällig zum Hause hinaus.

Als sie eines Büchsenschusses Weite davon entfernt waren, stieß der Steckholzner den Bürgermeister an: „Du, wie die uns zwei angeschaut hat! Wie eine wütige Katz', wenn ein Hund sie verbellt. Ihr Vater war auch der Gemütlichste nicht, aber so!" —

„Närrisch ist sie!" Der Bürgermeister zeigte mit dem Deutfinger nach der Stirn. „Oder so frech, daß es ganz aus ist."

Margaret fühlte sich ordentlich stolz und leicht, nachdem sie allein geblieben war. Die hatten's erfahren, daß sie ihr Recht an den ererbten Väterboden sich nicht streitig machen ließ! Sie brauchte ja nichts von den andern; so sollten die andern sich auch ohne sie behelfen.

Des andern Morgens aber kehrte die Magd, die zum Einkauf in die Ortschaft gegangen, heulend zurück,

Digitized by Google

erkündete, daß die Leute ihr grob und kurz wie einer Bildfremden begegnet seien; ja, der Kramer habe ihr nichts verkaufen gewollt. Und am Abend berichteten sie von der Feldarbeit heimkommenden Knechte: eine Rotte halbwüchsiger Buben habe vom Waldrande aus mit Steinen nach ihnen geworfen und ihnen unflätige Reden zugeschrieen. Eine „böse Hex'", ein „neidiges Weibermensch" hätten sie die Herrin des Kircherguts geheißen. Selbst als die Lümmel vor den Sensen der Knechte zuletzt die Flucht ergriffen, hatten sie noch die Drohung ausgestoßen: wenn der Lehrer gar stürbe, so wollten sie den Kircherleuten das Haus überm Kopf anzünden.

Noch eins erzählten die Männer: daß der Bürgermeister und der zweite Gemeindevorsteher fortgefahren seien, drin beim Bezirksgericht Klage zu führen.

Da mußte gehandelt werden! Margaret nahm aus dem Schrank ihr schwarzes Feiertagsgewand, veraltet im Schnitt, aber von schwerer starrer Seide. Damit legte sie sich an und fuhr dem Städtchen zu, aufs Bezirksgericht.

⊕ ⊕ ⊕

Auf dem Gericht entstand neues Wundern und Köpfeschütteln, als Margaret mit ihrem Anliegen erschien. Die Wildgereuther Gemeindevertreter waren bereits da gewesen und hatten den wunderlichen Handel vorgebracht, der den Rechtsherren sehr überflüssig und widersinnig deuchte. Der Bezirksrichter, ein kurz angebundener Herr, sah in Margarets Verhalten nichts als müßigen Weibereigensinn und suchte ihr von einem gerichtlichen Austrag der Sache so scharf als möglich abzuraten. Immer wieder stellte er die ungeduldige Frage, was in aller Welt sie denn für einen Grund hätte, ein altes Herkommen nicht mehr leiden zu wollen. Er schalt, er redete ihr versöhnlich zu; aber Margaret blieb taub gegen jeden Einspruch. Ihres Vaters zähe Streitlust schien in ihr lebendig geworden zu sein; sie

Digitized by Google

beharrte dabei, nichts auf ihrem Grund und Bod
leiden zu müssen, was sie nicht wolle.

„Entweder hab' ich recht oder unrecht. Das i
sich jetzt ausweisen." Davon war sie nicht abzubring
die Herren vom Bezirksgericht gaben sich achselzuck
darein.

Sie verhehlten ihr auch nicht, was für ein aussich
loser Rechtsstreit es werden dürfte, wie schwierig
sein würde, die wenigen alten Überlieferungen u
vorhandenen Schriften zu prüfen. Margaret war
stummer Geduld geübt; des gedachte sie während
heimfuhr, und der harte Zug um ihren Mund t
stärker hervor.

In Wildgereuth aber herrschte Erbitterung darüb
daß eine uralte Gerechtsame erst von einem langwierig
Prozeß abhängen sollte. Den jungen Burschen gi
es wider ihre bäuerliche Ehre, so zahm das Beliebe
der Studierten abzuwarten; sie meinten, in solche
Falle gehe Gewalt vor Recht.

Wenige Tage nachdem die beiderseitige Klage ein
gereicht worden, bewegte sich ein Raunen und Trappel
durch den Wald, dem Segenbühel zu. Es war noc
dämmerig früh; dennoch erkannte eine Magd des Kir
cherguts, die zeitig aufgestanden, die herannahende Ge
fahr und stürzte ins Haus mit dem Rufe: „Sie kommen,
Frau, die Wildgereuther kommen! Die haben was
vor!"

Die Knechte waffneten sich eilig mit allem, was
zu Hieb und Stich geeignet erschien, und eilten
hinaus, den Feinden entgegen. Margaret Jenewein
bewahrte wie immer ihre stille Kühle. Nur sandte
sie eine der Mägde auf Umwegen ungesäumt nach
der nächsten Gendarmeriestation, die andre, um etliche
verstreute Umwohner, die dem Kirchergut durch man-
cherlei Guttat verpflichtet waren, zur Hilfe aufzurufen.
Ein paar derselben kamen auch im Schnellschritt da-
hergestolpert, als die feindlichen Haufen einander schon
auf dem Wiesenplan vor der Kirche gegenüberstanden

Digitized by Google

ad sich zum Gruße mit einer Flut landesüblicher Schimpfreden übergossen.

„Ihr Flegel, ihr hergelaufenen Lumpen, was schafft ihr da?“ schrieen die vom Kirchergut. „Wollt ihr machen, daß ihr weiterkommt, oder sollen wir euch den Weg weisen?“ — Worauf die von Wildgereuth entgegenbrüllten: „Nein, ihr elendes Protzenpack, erst werfen wir euch übers Kirchdach hinüber, samt eurer boshaften Katz von Frau!“

Ein erbittertes Raufen begann. Margaret, vor ihrem Hause stehend, sah es von weitem. Sie kannte keine Furcht, die lag den Jeneweins nicht im Blut; aber da sie Zeuge ward, wie die Männer sich gleich tollen Hunden anpackten und dem einen oder andern schon das Blut herunterrann, wich die Farbe aus ihrem Antlitz.

Die Wildgereuther waren in der Überzahl; dies benutzend, sonderten sich einige von ihnen ab und machten sich darüber her, die Kirche gewaltsam zu öffnen. Die Knechte vom Gut wollten sie daran verhindern; so wälzte der Kampf sich auf den kleinen Friedhof. Von den derben Schuhen der Kämpfenden wurden Gras und Blumen auf den Gräbern unbarmherzig zertreten; auch das ersah Margaret und zuckte, als beträfe es ihren eigenen Leib.

Das schwere eiserne Türschloß widerstand den Anstrengungen der Wildgereuther, die es aufbrechen wollten. Ihre Genossen schrieen ihnen zu, sie sollten es lieber gehen lassen: am Ende sei es Sünde, in ein Gotteshaus gewaltsam einzudringen. Ein ganz findiger Kopf verfiel darauf, von irgendwoher eine Leiter heranzuschleppen, die er mit Hilfe der andern an die Kirchmauer anlegte. Vergebens suchten die ermatteten Streiter vom Kirchergut dem zu wehren. Indes die Leiter erwies sich als zu kurz.

„Sie nutzt nicht! Sie reicht nicht zum Fenster!“

„Aber zum Kirchdach!“

Nicht ganz zum Dach, doch konnte ein gewandter Kletterer sich von der obersten Sprosse hinaufschwingen

Digitized by Google

und auf dem schrägen Dach wandeln bis zum Turmfenster. Ehe dies Wagstück jedoch ausgeführt war, geschah etwas Unvermutetes.

Am Wiesenrand tauchten blinkende Helme auf, geschwungene Säbel: die Gendarmen, die alarmiert worden waren und kamen, um weitere Ausschreitungen zu verhindern.

„Im Namen des Gesetzes!" Wie ein kalter Wasserstrahl fiel der Ruf in all die Kriegsstimmung und Tatenlust.

Die Kircherleute hatten die Klugheit, alsbald vom Kampfe abzulassen und sich mit Notwehr zu entschuldigen. Die Wildgereuther Burschen dagegen hätten gern noch ihren Sieg behauptet, wäre nicht den Besonnenen unbehaglich zumute geworden, und hätten nicht auf dem Plan hinter den Behelmten ältere Dörfler sich eingefunden, die ihren Nachkommen dringend rieten, sich nicht ins Unrecht zu setzen, sondern gutwillig das Feld zu räumen.

Widerwillig, grollend ward das Geheiß befolgt. Die Parteien zogen sich zurück; der Friedhof blieb einsam wie zuvor, mit Ausnahme der beiden Gendarmen, die mit gezückter Klinge am Kirchportal Wache hielten, so lange bis der Bezirksamtmann in Begleitung noch einer Gerichtsperson eintraf.

Der Amtmann verabscheute alles, was nach Aufruhr und willkürlicher Selbsthilfe aussah; als ein tatkräftiger Mann schritt er sogleich dazu, die Quelle solcher ländlichen Kriegsläufte zu verstopfen. Er ließ die Kirche, die ja ohnehin keinen gottesdienstlichen Zwecken mehr diente, ein paar Tage bewachen, bis ein Edikt fertig war, das an die versperrte Tür geheftet wurde. Der Inhalt des Anschlags besagte, daß bei hoher Strafe niemand mehr die Pforte öffnen noch sich im Innern aufhalten dürfe. Dies Mandat, mit behördlichem Siegel versehen, sollte haften bleiben, bis der bei Gericht anhängige Prozeß entschieden wäre.

Die einfache Maßregel wirkte viel einschüchternder

Digitized by Google

als der vorherige Kampf, als die Strafandrohung, die obendrein an dessen sämtliche Teilnehmer erging. Scheu blickten die Leute nach dem nun wieder unbewacht liegenden Segenbühel hinüber. Es war eine Stätte des Wunders gewesen, hatte ungezählte Jahre dafür gegolten; und mit einem Male waren der göttlichen Gnade Schranken gesetzt durch ein ganz alltägliches amtliches Edikt.

Nun mußte der Lehrer zusehen, wie er gesund ward, er und alle andern, die vielleicht noch am Typhus erkrankten. Es stand schlecht mit ihm: eben darum hatten die Burschen von Wildgereuth den Handstreich unternommen, der so übel ausgeschlagen war.

Die Mägde im Kirchergut schlichen ängstlich flüsternd umher. Sogar die Knechte, die anfänglich geprahlt hatten, daß sie Meister geworden wären auch ohne die blanken Käsmesser der Gendarmen, schauten nachdenklich drein, während sie die im Kampf erhaltenen Schrammen und Wunden kühlten. Margaret Jenewein ging und stand wie im Traum, voll Staunen, daß die empfangene Genugtuung ihr so wenig wohl tat. Sie hatte es ja durchgesetzt: auf Monate hinaus durften die Wildgereuther nicht an ihre Kirche rühren. Und doch — —

⊕ ⊕ ⊕

Wahrscheinlich lag es daran, daß sie sich körperlich nicht wie sonst fühlte. Ein Kreiseln in den Gliedern, eine Hitze und Schwere; das kam wohl von der tagelangen Ermüdung und Aufregung. Deshalb legte sie sich zeitig zu Bett, in der Hoffnung, sie werde schlafen wie eine Tote und morgen früh gesund sein.

Aber die Hoffnung traf nicht zu. Vielmehr wälzte sie sich in unruhigem Halbschlummer hin und her; zwischen Dämmer und Wachen wiederholte sie sich abgerissene Sätze ihrer Unterredung mit dem Bezirksrichter. Einer besonders kehrte unablässig wieder.

„Warum wollen Sie eigentlich das Läuten verwehren?“ hatte der Richter gefragt. Sehr natürlich,

Digitized by Google

daß er das fragte! Wer Prozesse anfängt, hat doch mei einen Grund.

Der Grund? — Wieder entschlummert, träumt Margaret, sie setze dem Fragenden auseinander, da die Blumen auf der Wiese und zwischen den Gräbern so zertrampelt würden — die Wildgereuther seien ga so grob. Da lachte der Richter auf eine häßliche Weise, sein Gesicht verzog sich fremd und schauerlich, als er mit hohler Stimme sagte: „Papperlapapp! Sie möchten bloß, daß der Lehrer stirbt — das ist's!"

Margaret wollte aufschreien, sich verteidigen — brachte keinen Ton heraus und rang, bis sie von der Anstrengung erwachte.

Ah! Sie holte tief Atem; ihr Herz schlug so heftig daß sie es bis herauf zum Halse spürte. So arg bedrückt kommen war ihr zumute; sie trocknete den Schweiß von der Stirn und lag eine Weile in Erschöpfung still. Allmählich kehrte die Klarheit des Denkens ihr zurück; sie sann dem geträumten Vorwurf nach und strebte, ihn vor sich selber zu entkräften. Sie hatte keine Absicht dabei gehabt, als sie der Lehrersfrau den Kirchschlüssel verweigerte. Sie hatte nur eine Gefälligkeit abgeschlagen, zu der sie — weiß Gott! — nicht verpflichtet war. Wie sie den Männern der Gemeinde schon gesagt hatte: es war ihr guter Wille, nicht ihre Schuldigkeit, den Zutritt zu der Kapelle zu gestatten. Eben weil es nun als Schuldigkeit von ihr verlangt wurde. Eben darum!

Der unbekannte Widersacher jedoch, der nun nicht mehr der Richter, sondern irgendein Unsichtbarer, in ihr oder außer ihr, zu sein schien, schlief nicht. Und daß du den Schlüssel ins Wasser geworfen hast — geschah das auch deshalb?

Der Schlüssel! Wo der jetzt sein mußte? Freilich, wie sie das tat, war sie ungut aufgelegt gewesen. Gerade aus Trotz hatte sie's getan, aber nicht, um dem Lehrer — Der Gottfried hatte doch selbst gesagt, er glaube nicht an die Glocke. Es gab auch sonst derer

Digitized by Google

genug, die nicht daran glaubten, daß das Läuten helfe. So der Bezirksamtmann, der es verboten hatte; also konnte es dem Kranken weder schaden noch nutzen.

Ja, warum hatte sie es dann verwehrt — seiner Frau?

„Meine Ruh' will ich!" Hatte sie das gerufen oder nur geträumt? Mit einem Ruck war sie emporgefahren und saß nun aufrecht in den Kissen, wie zum Kampf bereit. Ringsum war tiefe Stille; aber zugleich fiel ihr auf, wie dumpf und schwül es in der Kammer sei. Unmöglich, in so drückender Luft zu schlafen! Sie sprang aus dem Bette, lief zum Fenster und stieß die Laden auf. Da fuhr sie förmlich zurück, betroffen von dem wundersamen Anblick, der sich ihr bot.

Es war eine Mondnacht. Der Himmel voller weißer flirrender Windwolken, zwischen denen die fast schon runde Scheibe des Mondes stand. Die Wälder bildeten eine ungewisse dunkle Masse; und die ganz fernen Hügel hatten keinen Körper mehr, sahen aus wie von Duft und Dunst gewebt. Zuvörderst aber wölbte sich der Segenbühel und auf ihm der dunkle Umriß der Kirche, deren Dach aus eitel Silber schien, und der Turm gleichfalls aus Silber: so flimmerte das Mondlicht auf dem alten Schieferwerk. Auch die Grabsteine und Grashalme waren in durchsichtigen Glanz getaucht. Aus dem einen Fenster der Kirche drang ein schwaches rötliches Funkeln — das der ewigen Lampe, die da drinnen über dem verlassenen Hochaltar sich wiegte. Margaret hatte das alles nur selten bei Nacht gesehen. Wer viel arbeitet und in frischer Luft, hat gewöhnlich einen festen Schlaf. Deshalb ward das Feinere in ihr, dasjenige, was der Lehrer Fechner dereinst unter den gröberen Instinkten herausgefühlt hatte, von dem feierlichen Nachtbilde seltsam berührt. Sie betrachtete die Kirche, die, wie sie so in den Mondhimmel hineinragte, größer und geheimnisvoller als bei Tag erschien; dabei kam ihr wieder die Glocke in Gedanken. Ihr war, sie könne gerade darauf hinsehen, in das Schallloch des

Digitized by Google

Turmes hinein. Aus dem Fenster gebeugt, spähte sie hinüber.

Da — horch! Sie zitterte und meinte, sich verhört zu haben. Wer hätte ihr rufen sollen um diese Stunde? Es war Einbildung. Aber, aber — da war es nochmals! hörte sie deutlich ihren Namen „Margaret!“ — in klagenden, langgezogenen Tönen „Margaret!“ — und jetzt noch einmal, zum drittenmal!

Margaret hatte das Gefühl, daß auf ihrem Haupt die Haare sich sträubten. Mit beiden Händen hielt sie sich an der Fensterbrüstung; ihr schwindelte vor Entsetzen und Furcht. Ja, Furcht! Solange sie zurückdenken konnte, hatte sie sich nicht gefürchtet — bis in diesem Augenblick, da sie die Stimme erkannte, die sie rief. Das war ein Vorzeichen — so meldete sich ein Schwerkranker — ein Sterbender! Der Gottfried, der im Sterben lag, zeigte sich ihr an, verklagte sie, weil sie seinen Tod wollte. Jawohl, sie hatte ihm Böses gewünscht, auch den Tod, ja auch den Tod. Darum hatte sie nicht geduldet, daß für ihn die Glocke geläutet werde, nur darum. Es war ihr Haß, der ihn nicht leben ließ.

Noch kämpfte sie gegen die Stimme ihres Gewissens, gegen die wachsende Angst ihrer Brust. Sind Gedanken nicht frei? Können sie einem Menschen schaden? Aber das Unerbittliche in ihr blieb darauf bestehen: Haß ist Todsünde; wer haßt, der mordet auch. Und mit einem Male wußte sie es klar und bestimmt: wenn der Lehrer jetzt stürbe, würde sie nie mehr eine ruhige Stunde haben; sie würde immer denken, sie trage mit Schuld daran. Und die andern Leute dachten es auch, und er selber — vor dem Sterben werden manche oft noch klar und verstehen alles. Das war ihr das Unerträglichste, daß er solche Meinung von ihr hinübernehmen sollte.

Irgend etwas tun! Irgendwie gutmachen! Eine fieberhafte Tatkraft bemächtigte sich ihrer; jede Spur von Müdigkeit war verflogen. Wenn sie eine Wall-

Digitized by Google

fahrt gelobte, recht weit, auf einen recht hohen Berg? Oder wenn sie — sie selber — für ihn die Glocke läutete, die sie den andern zuvor verwehrt hatte?

Die Glocke! Es war, als winke sie ihr herüber. Aber, Jesus! der Zugang war ja versperrt, durch das amtliche Siegel noch mehr als den verlorenen Schlüssel! Unmöglich war es — nein, irgendwie mußte es möglich werden. „Was versucht man nicht, wenn man jemand lieb hat!“ So hatte seine Frau gesprochen, und was die konnte, das konnte Margaret erst recht. Denn sie glaubte fester an ihre Glocke und hatte ihn lieber als irgendein Mensch auf der Welt.

Hastig schlüpfte Margaret in die Kleider; die Kühle vom Fenster her machte sie schauern. In ihrem Kopfe hämmerte das Blut; ihre Hände fühlten sich kalt an. Aber sie schoben geschickt und geräuschlos den Riegel der Kammertür zurück, ebenso den der äußeren Tür. Nun war sie draußen.

Wie anders doch das Gehen bei Nacht als bei Tage! Einmal wäre Margaret fast vor ihrem Schatten erschrocken, der schwarz und himmellang vor ihr hergaukelte. Ihre Kleider streiften den Tau von den Grashalmen, während sie die kurze Strecke zur Kirche hinaufwandelte. Vor dem Gitter des Friedhofs zauderte sie einen Augenblick, dann überwand sie den Schauder und trat hinein.

Aber die Kirche? Wo war ein Zugang? Sie umschritt den Bau von allen Seiten, vergeblich nach einer Öffnung ausspähend; die untern Fenster waren sämtlich vergittert. Ratlos blickte sie umher. Da bot sich ihr plötzlich eine ungeahnte Möglichkeit.

Die Leiter! Woher kam sie? Nun entsann sich Margaret, daß es die Leiter war, die von den Wildgereuther Burschen angelegt worden. So große Scheu flößte das Amtssiegel den vormaligen Kirchstürmern ein, daß sie sich nicht getraut hatten, ihr Eigentum abzuholen, wenn sie überhaupt noch daran dachten. Aber Margaret war es, als sei die Leiter für sie stehen-

Digitized by Google

geblieben, für sie allein. Als Kind hatte sie es im furchtlosen Klettern und Steigen allen Buben zuvorgetan; ein paarmal war sie dafür vom Vater, der eine schwere Hand besaß, hart gezüchtigt worden. Ihr alter Wagemut schwoll empor, vereint mit dem unbezwinglichen inneren Drang — da hatte Margaret die Sprossen beschritten.

Es galt achtzuhaben, bei dem täuschenden Mondlicht nicht fehlzutreten. Und die Leiter war zu kurz, um ein reichliches Stück; aber der Körper der Frau war noch geschmeidig genug, und ein Wasserspeier diente ihr zum Anhalt, sich daran emporzuwinden. Über Erwarten gelang der Versuch; doch mußte sie nun vom Dach aus einen vorspringenden Stein als Stufe benutzen und durch mäßige Streckung das Turmfenster vollends erreichen. Freilich, Mut gehörte dazu; denn der Aufschwung konnte mißlingen — und dann —

Fest den Fuß eingestemmt — die Hände fest angeklammert! Alle Sehnen straff — und nun —

Sie war oben! Halb auf der Brüstung des Fensters sitzend, zog sie die Füße vollends herein; dann tappte sie auf einem Stück halsbrecherischer Stiege durch Stockfinsternis bis an die Stelle des Glockenseils. Sie zuckte zusammen, als es unvermutet ihr Haar streifte, erfaßte den Strang und setzte ihn in Bewegung. Der Ton erschütterte sie bis ins Mark — so schauerlich laut in der Todesstille ringsum. Alle Leute in den Betten mußten aufwachen, sogar die Toten in den Gräbern — so deuchte ihr bei dem betäubenden Gedröhn. Und zwischen die Verwirrung und das Entsetzen hinein betete sie für den, dem das Läuten galt. Lauter abgerissene Bruchstücke verschiedener Gebete, denn ihre Gedanken hielten nicht mehr Stich. Wie feurige Pfeile bohrten die Glockentöne durch ihren schmerzenden Kopf; sie ließ das Seil fahren, tastete sich rückwärts — nun war es genug. Sie wollte heim, sich niederlegen, ehe ihr Fortsein bemerkt wurde.

Aber als sie sich anschickte, aus dem Turmfenster

Digitized by Google

herab das Kirchendach und von diesem die Leitersprosse zu erreichen, war das Dach mit einem Male so fern. Eine unergründliche Leere tat sich auf: der Turm war gewachsen, bis zur Nähe des Mondes hinauf, der als riesige Scheibe grell und gelb ins Fenster leuchtete. Margaret bebte am ganzen Leib, wollte hinunter, um jeden Preis hinunter — da überfiel sie der Schwindel aufs neue, und sie glitt aus.

Sie hing zwischen Himmel und Erde, nur mit den Händen hielt sie sich an den Fensterrand gekrampft, indes die Zehen vergeblich einen Halt suchten. Lang halt' ich's nicht aus, dann geht's hinab! So viel überlegte sie noch. Dabei kamen ihre Eltern ihr zu Sinn, ob die wohl wüßten, was jetzt mit ihr geschehe. Aber der Gottfried, der wird's erfahren! Und gesund wird er auch, ganz gewiß! Das dachte sie und freute sich — hernach nichts weiter. Der Mond drehte sich im Kreise, die Spitze des Turmes dazu; irgendwo aus dem Dunkel reckt sich ein Riesenarm, der nach ihr greift — und dann — —

Dann Nacht! — —

⊕ ⊕ ⊕

Drüben im Kirchergut war alles auf den Beinen. Die Glocke hatte geläutet: die hinterlistigen Tröpfe von Wildgereuth hatten wahrscheinlich die Nachtzeit zu einem Gewaltstreich benutzt. Die Leute rappelten sich schlaftrunken auf, wollten die Frau herausklopfen, aber deren Kammer war leer. Da ward ihnen unheimlich zu Sinn; sie eilten zu der Kirche hinüber, suchten und schrieen. Bis einer nach dem schrägen Dach hinaufdeutete, wo etwas Weißes, Lebloses lag und halb über den Rand hing. Das holten sie mühsam herab und trugen die Ohnmächtige, Fiebergeschüttelte nach ihrem Hause zurück.

⊕ ⊕ ⊕

Nach acht Tagen verschied Margaret Jenewein, ohne nochmals das Bewußtsein erlangt zu haben. Es hatte

Digitized by Google

niemand ihre Glocke für sie geläutet; man hatte es nicht gewagt, weil ihr Sterben den Leuten gleichsam als ein Gericht erschien, das an ihr erging. Ein Gericht wegen der sündhaften Willkür, mit der sie den Gottessegen für andre hatte absperren wollen. Übrigens versagte die wundertätige Wirkung auch bei vielen der später Erkrankten. Dagegen der Lehrer Fechner genas, fast unmittelbar nach jener Nacht, in der sein Fieber den Höhepunkt erreicht hatte.

Diese eine Genesung jedoch machte tieferen Eindruck als alle vergeblich erhofften. Sie erschien als eine Gnade, die mit der wunderbaren Sinnesänderung der verstorbenen Tochter vom Segenbühel in Zusammenhang stand. Unvermerkt schlug die Stimmung zu deren Gunsten um. Und der Lehrer besuchte, ehe er anderswohin versetzt wurde, mehr als einmal ihr Grab auf dem Friedhof droben, der nun samt Kirche und Kirchergut der Gemeinde Wildgereuth zum Erbe gefallen war.

Inzwischen hat die fortschreitende Aufklärung dem alten Heiligtum viel von seiner Bedeutung genommen; die Umwohner verlassen sich nicht mehr auf die Glocke, sondern sind gegen Hagelschaden und Unfälle versichert. Und ihre Kranken überlassen sie Gott und dem Doktor. Aber das Andenken der letzten Besitzerin vom Segenbühel lebt in verschönert sagenhafter Gestaltung noch heute fort. Die nachdenklicher Gearteten betreten deshalb den Kirchengrund immer mit einiger Andacht, als die Stätte, wo ein Mensch seines Herzens Kampf und Bitternis einer besseren, höheren Einsicht zum Opfer gebracht hat.

Digitized by Google

Der Zwangsbeglückte

Der alte Justizrat Tesdorpf war in der Stadt eine allgemein beliebte und gesuchte Persönlichkeit. Man wußte, daß er sowohl im Dienste der öffentlichen Wohlfahrt, wie in aller Stille sich jedem gerne mit Rat und Tat hilfreich erwies. Nur wenn ihm angesonnen ward, andre zu irgendeinem entscheidenden Entschluß zu bestimmen, ihnen unverlangt die Augen über etwas zu öffnen, dann wurde der Justizrat regelmäßig beinahe grob.

„Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe! Soll ich meines Bruders Hüter sein? Ich dränge grundsätzlich den Leuten nichts auf, weder meine Weisheit, noch meine Wohltaten. Ist man denn überhaupt so weise, daß man sich herausnehmen darf, des Herrgotts Stelle zu vertreten und die Schicksale seiner Mitmenschen lenken zu wollen? Schicksal spielen soll niemand! Man lädt sich dadurch nur eine schwere Verantwortung auf, erntet zum Schlusse noch Vorwürfe oder erlebt, daß der andre einem eine Nase dreht.

„Sie glauben mir's nicht? Mir, der ich in meiner Anwaltstätigkeit hundertmal erlebt habe, um wieviel stärker das innere Muß ist als der Einfluß von außen, als der eigene gute Wille? Sie stehen noch auf dem Standpunkte, daß man Fische fliegen lehren und Wölfe zu Vegetariern machen kann, wenn man ihnen nur ausdauernd zuredet? Da muß ich Ihnen doch gleich zur Widerlegung eine Geschichte erzählen, die ich in

Digitized by Google

solchen Fällen gerne anbringe, weil sie gewissermaßen ein Schulbeispiel für meine Behauptung ist."

⊕ ⊕ ⊕

Kennen Sie meine alte Freundin, Frau Mathilde B....?

Sie ist eine Seele von einer Frau, die aber deshalb in der Sorge für das Wohl des Nächsten völlig aufgeht. So oft ich ihr auf der Straße begegne — und man trifft sie eigentlich zu allen Tageszeiten — ist sie auf dem Wege zu einer unbemittelten Kranken, oder sucht sie einen Kostplatz für ein elternloses Kind, oder hausiert sie mit Eintrittskarten für das Konzert irgendeines armen jungen Pianisten. Ihr seliger Mann, der gute Staatsrat, hat die Torheit begangen, zu früh das Zeitliche zu segnen und ihr keine Kinder zu hinterlassen, so daß die ganze, unverbrauchte Fülle ihres Herzens sich nun auf ihre mehr oder weniger unwürdigen Nebenmenschen ergießt. Man darf es ihr aber um Gottes willen nicht sagen, daß sie sich hie und da in Sackgassen verrennt, oder daß das jeweilige Objekt ihrer Mildtätigkeit nicht ganz günstig gewählt ist. Damit würde man sich eine geharnischte Philippika zuziehen; denn die liebe Staatsrätin ist nicht auf den Mund gefallen und, gleich den meisten Weltbeglückern, nicht nur tatkräftig, sondern auch ein bißchen gewalttätig.

Mich betrachtet sie als geschworenen Gegner, weil ich mir bisweilen erlaube, das Feuer ihrer Begeisterung durch den kalten Wasserstrahl meines trockenen Juristenverstandes zu dämpfen. Aber unsre streitbare Freundschaft hat doch schon das zweite Jahrzehnt überdauert, und namentlich komme ich zu Ehren, wenn Frau Mathilde eines Beraters in finanziellen oder rechtlichen Dingen bedarf.

So hatte sie mich auch einmal zu sich berufen, als es sich darum handelte, die ziemlich schlimmen und verwickelten Angelegenheiten eines von ihr mehrfach unterstützten entfernten Verwandten zu ordnen. Sie befand

Digitized by Google

ich eben damals zur Sommerfrische in einem reizend gelegenen Vorgebirgsorte; zu der Wohnung, die sie in einem stattlichen Bauernhause gemietet hatte, gehörte auch ein Fremdenzimmer, dessen erster Bewohner ich ward. Unsre geschäftlichen Unterredungen fanden meist unter freiem Himmel statt, in der Laube eines nett gepflegten Vorgärtchens, oder auf den Spaziergängen, die meine Gastfreundin mit mir unternahm. Nur manchmal, wenn mein damals schon vorhandenes Ischiasleiden mir Schonung auferlegte, war ich genötigt, sie allein gehen zu lassen.

Von einem dieser Streifzüge kehrte sie in strahlend aufgeregter Verfassung zurück, ganz erfüllt von einem Erlebnis, das sie mir alsbald anvertraute.

Auf ihrem Spaziergang war sie an einer etwas versteckteren Waldstelle eines jungen Mannes ansichtig geworden, der, auf einer Bank sitzend, eifrig zeichnete. Er sei so vertieft gewesen, daß er ihres Annahens erst gewahr geworden, als sie sich neben ihm auf der Bank niedergelassen habe. Mit großer Artigkeit habe er ihr Platz gemacht, sein Buch jedoch sofort zugeklappt und erst auf wiederholte Bitten ihr zögernd den Einblick gewährt. Von dem, was sie da gesehen, ganz entzückt, sei sie anfänglich des Glaubens gewesen, einen jungen Kunststudierenden vor sich zu haben. Im Laufe des Gespräches jedoch habe sich herausgestellt, daß der sympathische Fremde im Kontor der hiesigen Papierfabrik, des größten industriellen Betriebes der Gegend, angestellt sei und mit Namen Gebhart Fichtner heiße.

„Wenigstens haben Sie ordnungsgemäß, wie ein richtiger Untersuchungsrichter, mit Feststellung der Personalien begonnen," neckte ich sie.

„Ich habe noch mehr." Triumphierend hielt sie einen flachen, in graues Leinen gebundenen Gegenstand empor. „Ich habe sein Skizzenbuch; da sehen Sie selbst!"

Sie berichtete noch, wieviel Mühe es sie gekostet hatte, das heftige Sträuben des Besitzers zu überwinden

Digitized by Google

und ihm das Buch für ein paar Tage abzupressen, u
es einem Freunde zu zeigen. Währenddessen beschau
ich die Blätter eingehend und hatte allerdings mei
Vergnügen daran. Da waren Kindergruppen in aller
hand hübschen und drolligen Stellungen, Liebespaare
raufende und tanzende Bauern — alles zwanglos und
mit einer gewissen naiven Anmut wiedergegeben.

„Das hat er alles aus dem Kopf gezeichnet," er
zählte Frau Mathilde atemlos — „aus dem Kopf und
aus der Erinnerung! Was sagen Sie: ist der Mensch
nicht ein Genie?"

„Ta — ta — Sie wissen, daß ich mit großen Worten
vorsichtig bin. Er zeichnet und aquarelliert auffallend
hübsch, ist das genug?"

„Nein, das ist es nicht! Eine solche Begabung und
in der Tretmühle eines gleichgültigen Berufes ver-
kümmern!"

Ich meinte gelassen: was dem Betreffenden selbst
recht sei, brauche uns andre weiter nicht zu beunruhigen.
Frau Mathilde warf mir einen Blick strafender Ver-
achtung zu, der leider völlig wirkungslos an mir ab-
prallte.

Hinter ihrem Rücken aber suchte ich durch den Wirt,
den Arzt und die übrigen Ortshäupter zu erfahren, ob
es mit den Angaben des zeichnenden Jünglings auch
wirklich seine Richtigkeit habe. Da ward mir von allen
Seiten bestätigt, daß der Kontorist Fichtner seit kurzem
erst hier angestellt, jedoch ein netter, stiller Mensch sei,
der keiner Fliege ein Leid antue. Eltern habe er nicht
mehr, seine einzige Schwester sei weit weg verheiratet,
so lebe er ziemlich einsam und suche auch keine ge-
räuschvolle Art von Unterhaltung. Seine freien
Stunden verbringe er mit Zeichnen und Malen, wenn
er nicht, der Länge nach ausgestreckt, irgendwo im
Grase liege.

Na, ein Hochstapler schien er demnach mindestens
nicht zu sein. —

Am nächsten Morgen ließ Frau Mathilde, kurz nach-

Digitized by Google

dem die tägliche Post eingetroffen war, mich bitten, einen Augenblick in ihr Zimmer zu kommen.

Ich sah gleich an der gehobenen Feierlichkeit ihrer Mienen, daß etwas Besonderes geschehen sein mußte. Richtig eröffnete sie mir, sie habe sich mit meiner neulichen Abmahnung nicht zufrieden geben können, sondern das Urteil eines wirklichen Fachmannes über die Versuche ihres jungen Schützlings einholen wollen. Deshalb habe sie das Skizzenbuch des Herrn Fichtner an Professor Strehl, einen namhaften Maler in der Hauptstadt, geschickt; und hier sei dessen Antwort.

Ich durchflog den Brief, den sie mir triumphierend darbot, und in dem der Professor sich sehr freundlich über des unbekannten Anfängers Begabung aussprach. Von einer gewissen Unbeholfenheit abgesehen, zeige sich überall ein glückliches Gefühl für Bewegung und Anordnung; einzelne Figuren seien sogar ganz trefflich empfunden. Wie weit die Begabung reiche, würde sich freilich erst bei richtiger Schulung herausstellen.

Diese Schulung durchzusetzen, war Frau Mathilde nunmehr unweigerlich entschlossen. Ich mochte sagen und einwenden, was ich wollte: sie nötigte mich fast mit Gewalt, sie nach dem Wirtshause zu begleiten, wo der Herr Fichtner, der um diese Zeit dienstfrei war, sein einfaches Mittagsmahl einzunehmen pflegte.

Im sogenannten Herrenstübel, einem kleinen, rauchigen Zimmer neben der allgemeinen Gaststube, fanden wir ihn vor seinem dampfenden Suppenteller sitzen. Ich sah ihn bei dieser Gelegenheit zum erstenmal und mußte gestehen, daß der natürliche Anstand, mit dem er sich alsbald erhob und uns Sitze anbot, mir nicht übel gefiel. Er war ein wohlgebauter Mensch, etwa Mitte der Zwanzig, mit offenem Blick und einem hübschen, versonnenen Lächeln; ich beobachtete ihn genau, während die Staatsrätin ihm sein Skizzenbuch wieder einhändigte und, ihre Eigenmächtigkeit entschuldigend, ihm den Brief des Professors vorlas. Höchst verlegen saß er da, murmelte allerhand von unverdient freundlichem Interesse,

Digitized by Google

von zu viel Ehre, die ihm und seinem unbedeutende Gekritzel geschähe — und dergleichen.

Seine Gönnerin unterbrach ihn: „Ihre Sachen sind nicht unbedeutend. Sie hören es ja von berufener Seite, was daran ist, und ich meinesteils habe auf den ersten Blick gewußt: das ist ein echtes, ein großes Talent!"

„Gehn S'," platzte Gebhart Fichtner unvermittelt und kindlich heraus. Aber Frau Mathilde ließ sich nicht irre machen, sondern setzte ihm feurig auseinander, welchen Glauben an sich er ihr gleich in erster Stunde eingeflößt habe, und welch ein Künstler eigentlich in ihm verborgen sei.

Der hübsche Mensch entgegnete dem allen kein Wort, sondern ließ sich mit freundlich geduldiger Miene anfeiern. Hierdurch ermutigt, machte die Staatsrätin ihm vollends klar, daß er unverantwortlich an sich und sogar an der Gesamtheit handle, wenn er eine derartige Begabung ungenützt verkümmern lasse.

„Niemand hat das Recht, sein Pfund zu vergraben — nein, es ist Pflicht eines jeden, mit dem seinigen zu wuchern. Sagen Sie: haben Sie nie daran gedacht, Künstler zu werden?"

Ein leises Aufleuchten überflog sein Gesicht; er stockte ein bißchen, ehe er mit der Antwort herauskam: „Ja, dran gedacht hätt' ich schon manchmal, aber —"

Sein „Aber" ging unter in der Begeisterung, womit Frau Mathilde seinen angedeuteten Wunsch aufnahm. Er war bisher nur zu bescheiden, zu wenig tatkräftig gewesen, um seinem inneren Drange Gehör zu geben! Gut: so würden andre es sich zur Aufgabe machen, ihm die Wege zu ebnen! Hier schien mir der Augenblick gekommen, die ganz prosaische Frage einzuschalten, wie denn die Verhältnisse des jungen Herrn beschaffen seien?

Er errötete noch tiefer: „Ach nein, Verhältnis hab' ich keins!"

Meine Freundin warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu; dann räusperte sie sich: „Hm — nicht doch!

Digitized by Google

Es handelt sich um die Geldmittel, die Ihnen etwa zu Gebote stünden."

„Was das anbelangt —" er besann sich, „so hab' ich wohl ein kleines Kapital, das mir ein Vetter mütterlicherseits verwaltet, noch seit meiner Minderjährigkeit. Aber der sitzt auf dem Geld wie ein Drach'; der gibt nichts her."

„Von Ihrem eigenen Geld? Das wollen wir doch sehen!" Frau Thilde glühte förmlich vor Tatkraft und Kampflust. „Da lassen Sie nur mich machen!" Sie ruhte nicht, bis sie ihm das Versprechen abgerungen hatte, heute noch an den Verwandten zu schreiben und zu besserer Beglaubigung ein Briefchen von ihr einzulegen, das sie sogleich verfassen wollte.

Er erhob noch allerhand Einwendungen, daß er nicht so ohne weiteres seinem jetzigen Berufe untreu werden könnte, daß er sich das Ding überhaupt doch überlegen müsse und Ähnliches. Aber meine beglückungsdurstige Freundin entfaltete ihre ganze Beredsamkeit, um ihm zu beweisen, welch ein reiches Leben ihn erwarte. Was er Schönes sehen und hören werde, welche Fülle von Eindrücken und Erfahrungen ihm bevorstehe — vor allem, welch ein Hochgefühl der Kraft und des Erfolges, wenn er immer weiter und immer höher fortschreite in seiner Kunst! Gebhart Fichtner hörte still zu, während in seinen Zügen wieder das Leuchten von vorhin aufglomm, durch den Ausdruck einer sehnsüchtigen Freude gesteigert.

„In Gottes Namen," sagte er zuletzt, mehr zu sich als zu uns. Beruhigt von dieser Zusage verließ ihn die tätige Frau, indem sie mich mit fortzog und sofort zu seinen Gunsten die Feder zu ergreifen versprach.

Das erste gemeinsame Schreiben an den Verwandten, der, wie sich herausstellte, nicht bloß Gebharts Vermögensverwalter, sondern sein Erbonkel war, hatte nicht den rechten Erfolg. Der Onkel schrieb einfach zurück, ob Gebhart verrückt geworden sei. Ähnlich lautete seine Antwort auf den zweiten Brief, nur daß sie

Digitized by Google

noch einen anzüglichen Seitenhieb auf überspannte Weiber enthielt. Da setzte Frau Thilde sich auf die Bahn und fuhr, im hehren Bewußtsein eines, der dem Banausentum gegenüber die Fahne des Ideals hochhält, nach der kleinen Stadt, wo der Gestrenge lebte.

Ich war herzlos und kleingläubig genug, mich ihr auf diesem Heereszug nicht anzuschließen; dennoch kehrte sie als Siegerin zurück.

Der Erbonkel mußte wohl auf die Tatsache hin, daß eine bejahrte Frau und eine Frau aus den besten Kreisen vor ihm stand, eine günstigere Meinung von seines Neffen veränderten Lebensplänen gewonnen haben; wenigstens hatte er darein gewilligt, daß von Gebharts Kapital ein paar Tausend flüssig gemacht würden, ja sogar für den Notfall einen Zuschuß aus seinen persönlichen Mitteln in Aussicht gestellt. Dagegen hatte sich Frau Thilde verpflichtet, ihrem Schützling in jeder Weise an die Hand zu gehen und Sorge zu tragen, daß eine bestimmte jährliche Summe nicht überschritten werde.

Nun galt es noch, Gebhart aus seiner jetzigen Stellung zu lösen, was leichter ging, als er selbst gedacht hatte. Im Gegensatz zu dem knorrigen Onkel war der Herr Chef der Papierfabrik ein gewandter, verbindlicher Herr, der Gebharts Vorkämpferin aufs höflichste empfing.

In weltmännischer Haltung erklärte er: sobald sich dem jungen Manne eine vorteilhaftere Laufbahn eröffne, sei er ohne weiteres bereit, ihn freizugeben, und keineswegs um einen Ersatz verlegen. Als Gebhart sich dann zu persönlicher Verabschiedung bei ihm einfand, gab er ihm noch die wohlwollende Versicherung mit: wenn sich vielleicht doch seine künstlerischen Erwartungen nicht ganz erfüllen sollten, stehe der Wiedereintritt in die Fabrik ihm jederzeit offen. Gebhart erzählte uns das ganz unschuldig, erfreut durch die Lobsprüche, die der bisherige Vorgesetzte ihm bei diesem Anlaß gezollt hatte.

Digitized by Google

Die Staatsrätin aber fühlte sich von dem angedeuteten Zweifel an Gebharts Zukunft förmlich beleidigt.

Einen Lohn genoß sie dagegen in dem entzückten Staunen, das Gebhart bei seiner Ankunft in der Stadt an den Tag legte. Mit weit offenen, glänzenden Augen betrachtete er all das Neue, ließ sich darüber belehren, weltunkundig und liebenswürdig wie ein Kind. Sein nunmehriger Meister hatte großes Wohlgefallen an dem hübschen, schüchternen Jungen, der sich ordentlich andächtig in seiner Werkstatt umsah und von rührendernstem Lernwillen beseelt schien.

Die ersten Köpfe, die Gebhart nach der Natur zeichnete — denn sein Professor war kein Anhänger des Zeichnens nach Gips — krankten daran, daß sie sämtlich zu klein gerieten. Augenscheinlich konnte er sich, an zierliche Formate gewöhnt, in den Maßen des wirklichen Lebens nicht gleich zurechtfinden. Dieser Fehler zeigte sich ziemlich hartnäckig: immer wieder geschah es Gebhart, wenn er das Ganze glücklich in die richtigen Verhältnisse gebracht hatte, daß ein Auge oder das ganze Obergesicht ihm unvermerkt ins Liliputanische zusammenschrumpfte. „Wie in der ‚neuen Melusine‘," scherzte die Staatsrätin, da er ihr seine Not in dieser Hinsicht klagte. Gebhart lächelte hilflos, denn er kannte, wie sich herausstellte, das sobenannte Goethesche Märchen nicht, überhaupt von Goethe nur das Landläufigste.

Da bot sich nun eine Aufgabe für unsre Freundin, der sie sich mit gewohntem Feuereifer annahm: dem begabten Menschen alle Quellen höchster Bildung zu erschließen, das noch wenig bebaute Feld seines Geistes mit dem Besten anzupflanzen, was es gab. An den Sonntagabenden, die Gebhart bei ihr zubrachte, führte sie eine Art Lesekränzchen ein, das abwechselnd der Poesie und Gelehrsamkeit gewidmet war, und an denen der Junge gewissermaßen mit Hochdruck zum Ästheten erzogen wurde. Zu diesem Erziehungswerke hatte Frau Mathilde sich in richtigem Instinkt eine Helferin heran-

Digitized by Google

geholt, die es allerdings jedem Manne versüßen mußte, ihre Nichte Elli.

Die Elli stand im Ruf, eine Schönheit zu sein, deren ihre Gestalt und ihr Gesicht auch vollkommen rechtfertigten. Daß sie außerdem für sehr gescheit galt, war Verleumdung; denn in ihrem schönen Kopfe wuchs nicht ein lebenskräftiger eigener Gedanke. Sie zehrte lediglich von den Kulturüberlieferungen ihrer Familie, sowie von einer reichen angelesenen Bildung; ihr eigentliches Wesen verriet sich in ihren großen, hellen, etwas ausdruckslosen Augen, die mich immer an die ochsenäugige Hera erinnerten. Übrigens war sie ein phlegmatisches, höchst gutmütiges Geschöpf, das sich der hohen Mission, als welche die Tante ihr Gebharts geistige Förderung hingestellt hatte, bereitwilligst unterzog. Es machte mir Spaß, mich bisweilen unvermutet bei den Leseabenden einzufinden und die beiden jungen Leute zu beobachten. Die Elli warf, während sie mit wohltönender Stimme aus dem Werke irgendeines Geisteshelden vorlas, zwischendrein einen freundlichen, ermunternden Blick auf Gebhart, der nur mit halbem Ohr hinhörte, vollauf beschäftigt, die Rundung ihrer aufgestützten Arme oder den Lichtschimmer auf ihrem braunen Haar zu betrachten. Wurde er nachher um seinen Eindruck von dem Gelesenen befragt, so sagte er regelmäßig: „Wunderschön!“ oder „Prachtvoll!“ Aber mich deucht, er meinte etwas ganz andres.

Denn darüber konnte kein Zweifel sein, daß sie ihm über die Maßen gut gefiel. Er zeichnete sie auch mehrmals, sonderbarerweise nicht nach der Natur, sondern aus dem Gedächtnis. Wir fanden es gar nicht übel; er selbst war jedoch sehr unzufrieden damit.

Da ich die Staatsrätin gelegentlich auf Gebharts offenbare Verliebtheit aufmerksam machte, war sie keineswegs betroffen, sondern meinte gutlaunig: das habe sie lange bemerkt und sich vorgenommen, ihre Nichte genau zu beobachten. Wenn die Neigung gegenseitig sei, so könne die Zukunft ja manches bringen!

Digitized by Google

Es kam fast so heraus, als gehöre es mit zu ihrem Beglückungsplane, ihrem Schützling durch das ansehnliche Vermögen ihrer verwaisten Nichte einen dauernden Wohlstand, und dieser dafür einen grundguten Mann mit vielversprechender Laufbahn zu sichern.

Ich wußte, daß das Heiratstiften ohnehin zu den bevorzugten Liebeswerken meiner rastlosen Freundin zählte. Aber ich hätte, so wie die Dinge standen, mir gerne Gewißheit verschafft, ob ihre Rechnung im Hinblick auf Gebharts Vorwärtskommen richtig sei. Ein Zufall brachte mich im Raucherwagen der Stadtbahn mit dem Professor Strehl zusammen. Da benutzte ich die Gelegenheit, ihn vertraulich nach dem Ergehen und den Fortschritten seines Kunstzöglings zu fragen.

Der Professor zündete sich mit großem Bedacht eine Zigarre an, blies das Streichholz aus und zertrat es am Boden, ehe er sich zur Antwort entschloß.

„Was soll ich da sagen? Es ist immer schon etwas, wenn man einsieht, daß man nichts kann; und der Fichtner ist der bescheidenste Mensch, den es geben kann. Viel zu wenig Selbstvertrauen hat er. Was er macht, ist so unsicher, so ängstlich, wie einer, der hilflos herumtastet ohne einen festen Halt. Dazwischen kommt plötzlich etwas Gutes, worüber man sich freut; trotzdem habe ich das Gefühl, daß es Zufall ist, nicht aus eigenem Wissen und Wollen entstanden. Denn das nächste Mal ist's wieder ein zahmes Gestrichel, ohne Saft und Kraft. Ich gebe mir die größte Mühe, nicht auf ihn zu drücken, ihn nicht zu sehr zu beeinflussen — und doch —"

„Ja, leidet er selbst denn nicht darunter?"

„Nein! Er denkt nicht über sich nach. Er ist fleißig wie ein Schulkind, läßt sich führen wie ein folgsamer Hund und denkt, es wird schon recht werden. Ein merkwürdiger Kerl, der Fichtner."

„Und Frau Mathilde? Wie beurteilt sie die Sache?"

„Die?" — Der Maler lachte in sich hinein. „Erstens gehört sie zu denen, die nie unrecht gehabt haben.

Digitized by Google

Zweitens, infolge mangelnden Kunstverständnisses, erscheint ihr das Zeug, was ihr Schutzbefohlener zusammenpatzt, ganz wacker. Sie lebt des festen Glaubens, mit der Zeit wird doch etwas Großes aus ihm."

„Wenn Sie selbst nicht daran glauben," warf ich ein, „wäre es dann nicht besser, ihm offen zu sagen, daß sein Talent nicht ausreicht?"

„Ja, wenn ich das mit Bestimmtheit wüßte! Seine Arbeiten, die er da drunten für sich allein gemacht hat, beweisen doch Talent, ganz entschiedenes! Und es kommt oft genug vor, daß man, nachdem die erste glückliche Frechheit abgestreift ist, geradezu Rückschritte macht: denn man hat ja noch nichts, was die verlorene Naivität ersetzen kann. Die dann nicht auslassen und Glück haben, die bringen es dahin, daß sie gar nicht mehr an das Handwerksmäßige zu denken brauchen und die Kunst in ihnen wieder unbewußte Natur wird. Aber das Zwischenstadium dauert oft lange, sehr lange. Die geradlinigen Entwicklungen sind selten; in der Regel ist es ein ewiges Auf und Ab. Hoffen wir also, daß es sich bei dem Fichtner nur um eine vorübergehende Abwärtsbewegung handelt!"

Ich merkte, daß er den kindlichen Menschen zu sehr ins Herz geschlossen hatte, um ihn leichten Kaufes aufzugeben und ihm einen Schmerz zuzufügen. Vielleicht — wer konnte das verbürgen — hatte er auch recht mit der Annahme, daß hier Geduld nicht vergeblich sei.

Wirklich schien es schon in den nächsten Wochen, als sollte der Professor recht behalten.

Gebhart machte ein paar Studien, die gegen seine bisherigen Leistungen einen ganz achtungswerten Fortschritt bedeuteten. Es war viel mehr Kraft und Freiheit darin; der Professor brummte beifällig, die gute Staatsrätin hatte eine geradezu rührende Freude. Die Ursache des besseren Gelingens schien, wie aus einigen Äußerungen Gebharts zu entnehmen, teilweise in einer Freundschaft zu liegen, die er neuerdings geschlossen hatte. In die Schule war ein junger Mensch ein-

Digitized by Google

getreten, mit Namen Gottfried Wiest, der sich ganz besonders an Gebhart anschloß und zu dessen Art in einem glücklich ergänzenden Gegensatz stand. Die Lebensfrische, die ihm aus den Augen leuchtete und sich gelegentlich in allerhand drolligen Einfällen kundgab, spiegelte sich auch im kleinsten, was aus seiner Hand hervorging, und riß die andern unwillkürlich mit.

Selbst im Hause der Staatsrätin, wo Gebhart ihn eingeführt hatte, schaffte seine Gegenwart einen erkennbaren Umschwung. Das Vorlesen wurde durch ihn eingeschränkt, da er viel mehr kannte als Gebhart und Kritik übte an Dingen, die jener ehrfürchtig bestaunte. Er wand der Herrin des Hauses das Zepter aus der Hand auf so gute Art, daß sie ihm dafür nicht gram sein konnte, und bezeigte dem Fräulein Elli sein Wohlgefallen, ohne sich ihr im geringsten zu unterwerfen. Wenn sie zu viel angelernte Weisheit verzapfte, lachte er sie aus, so daß sie schüchtern verstummte; als sie einmal einen, aus kunsthistorischen Büchern geschöpften Vortrag hielt über den Zweck der Kunst und was die Kunst solle, fuhr er ihr kurzweg dazwischen: „Ach was, davon verstehen Sie ja gar nichts!“

Da errötete Fräulein Elli und war einigermaßen beleidigt. Es kam eigentlich fortwährend zu solchen Hecheleien zwischen ihnen, wobei die Elli an ihrem Gebhart, der meist den lächelnden, stummen Zuhörer spielte, keine Hilfe hatte. Drohte aber die Stimmung ernstlich unbehaglich zu werden, dann lenkte Wiest ein mit dem Vorschlag: „Machen wir ein bißchen Musik!“ Er war ein großer Musikfreund und begleitete gar nicht übel zum Gesang der Elli, die einen hübschen Mezzosopran besaß, und in neuerer Zeit auch ausdrucksvoller sang als früher. Bloß behauptete Wiest, sie verschleppe die Tempi, doch das focht uns andre weniger an.

Einen Abend musizierten sie wieder miteinander, während wir zwei Alten und Gebhart die Zuhörerschaft bildeten. Die Elli sang ein Lied von Brahms, das den

Digitized by Google

Titel führt: „Nachtwandler". Der Text — ich glaube von Kalbeck — beginnt:

„Störe nicht den leisen Schlummer
Des, den lind ein Traum umfangen —"

Das Ganze schwebte so mondscheinig und traumhaft dahin, daß man unwillkürlich den Atem anhielt, um den Bann nicht zu brechen. Zufällig sah ich auch Gebhart, der neben mir in einem Sessel lehnte, die Augen halb geschlossen, völlig weltvergessen in die Musik untergetaucht.

„He, Fichtner," raunte ich ihm zu, „Sie wollen das Lied wohl illustrieren?"

Da fuhr er auf; sein verwirrter Blick traf aber nicht mich, sondern heftete sich an die hellgekleidete Gestalt der Sängerin. Ich wandte mich nach der Hausfrau um, die blickte mir spitzbübisch lächelnd zu und tippte mit dem Finger bedeutsam auf die Herzgegend. —

Inzwischen war allmählich ein Tag herangekommen, für den unser kleiner Kreis im stillen umfassende Vorbereitungen getroffen hatte: der sechzigste Geburtstag unsrer Staatsrätin. Namentlich die Elli schien ein großes Geheimnis zu tragen, tuschelte häufig mit Gebhart und machte mir allerhand Andeutungen von einer Überraschung, die der Tante bevorstehe.

Ich hatte mit meinem Blumenstrauß schon frühmorgens als Gratulant erscheinen wollen; allein ein Brief des Geburtstagskindes beschied mich auf den Abend, wo die Freunde sich zu einer zwanglosen Feier versammeln sollten. Als ich ankam, waren schon etliche Gäste anwesend und drängten sich um eine Staffelei, neben der, wie zum Vergleich, die Hausherrin in schwarzseidenem Festkleide stand. Zwischen ein paar Köpfen und Schultern hindurch sah ich den Gegenstand der allgemeinen Betrachtung — wahrhaftig bei Gott, das war sie ja noch einmal, unsre Frau Mathilde!

Sie, das heißt das lebendige Urbild, nickte mir über-

Digitized by Google

selig zu, während ich ihr glückwünschend die Hand schüttelte.

„Was sagen Sie zu dem Bild? Ist es nicht wundervoll? Gebhart hat es gemacht, auf Ellis Anstiften. Ich hab' immer beklagt, daß es kein gutes Bild von mir gab, und nun — diese Freude!" Ihre Augen schimmerten feucht. Sie hatte übrigens wirklich recht; das Bild, ein lebensgroßes Pastellgemälde, war das beste, was ich jemals von ihr gesehen, sprechend ähnlich, dazu von großer Schlichtheit und Liebenswürdigkeit der Auffassung. Wie Elli mir sagte, hatte es Gebhart außerhalb der Schule, mit Hilfe einiger guter Photographieen gemacht, ohne daß die Dargestellte eine Ahnung gehabt hatte.

Die letztere winkte mich für einen Augenblick zu sich in ein stilleres Nebenzimmer.

„Es ist richtig, auch mit Elli. Ich habe sie ausgeforscht," vertraute sie mir fröhlich an.

„Das war zu vermuten. Hat sie es Ihnen also gestanden?"

„Ja, ich neckte sie gestern mit allerhand scherzhaften Anspielungen auf die Gefährlichkeit der Maler überhaupt und auf die eines gewissen Jemand im besonderen. Ich meinte: sie käme mir so verändert vor, als ob in ihrem Herzen nicht alles in Ordnung sei — da wurde sie furchtbar aufgeregt, bekam nasse Augen und verteidigte sich wie gegen die schwerste Anschuldigung. ‚Was denkst du nur, Tante? Bitte, sag so etwas nie mehr.'

„‚So beruhige dich doch,' sagte ich, ‚du hast ja ganz recht, er ist ja gar nicht zum Gernhaben, aber wenn er nun am Ende dich gern hat?'

„Da fällt sie mir auf einmal um den Hals, drückt mich zum Ersticken und läuft dann — hast du nicht gesehen! — aus dem Zimmer. Das ist doch bei einer so ruhigen, harmonischen Natur wie Elli schon Beweises genug."

So schien es auch mir, obgleich unsereiner ein glattes Geständnis in klaren Worten ja immer vorzieht.

Digitized by Google

Nunmehr fand auch unser Gebhart sich ein und war bald ebenso umringt wie sein Werk. Jeder wollte ihm etwas Schmeichelhaftes sagen, schon um dem Herzen der Hausfrau, seiner Entdeckerin, wohlzutun. Es gefiel mir ausnehmend, wie bescheiden und einsilbig sich Gebhart seinem ersten Erfolge gegenüber verhielt; ja, er sah beinahe etwas unglücklich aus, während allerlei banale Lobsprüche auf ihn niederregneten.

„Hochachtung!" sagte ich nur, als ich in seine Nähe gelangte. Er hörte es kaum. Seine Blicke wandten sich hilfesuchend nach dem frischen Antlitz seines Freundes Gottfried Wiest, der soeben eintrat. Überhaupt kamen mehr und mehr Gäste zugeströmt; unsre Staatsrätin war der halben Stadt versippt und bekannt, und hatte sich bei manchen ein wirkliches Anrecht auf Dankbarkeit erworben. Wir waren daher ein ganz stattlicher Menschenhaufe, als wir an der langen, festlich gedeckten Tafel Platz nahmen. Ich, nach altem Freundesrecht, saß der Hausfrau zur Linken; uns schräg gegenüber saßen Gebhart und Elli, etwas weiter unten Gottfried Wiest. Die Elli sah in ihrer weißen Gewandung höchst reizend aus und plauderte angelegentlichst mit dem jungen Künstlerfreunde, der ihren Gedanken so trefflich ausgeführt hatte. Die beiden schienen ein Paar wie füreinander geschaffen. Daß dies die allgemeine Meinung war, ließen gelegentliche Blicke und Andeutungen der übrigen Geladenen mich erraten.

Als der Sekt in den Gläsern und Köpfen prickelte, begannen natürlich die Trinksprüche. Ich selbst ließ meine verehrte Freundin leben, so kurz und launig ich konnte, weil pathetische Phrasen bei solchen Anlässen mir verhaßt sind. Dann wurde auf die Freundschaft getoastet, dann auf der Geburtstägerin gelungenes Konterfei, und hiernach erhob sich diese selbst zu einer Erwiderung.

Ihre Stimme zitterte ein wenig in der eingetretenen Stille, denn ihr Herz war von den Ehrungen des Tages übervoll. Mählich jedoch brachten der Wein und die

Digitized by Google

Erregung sie in Gang. Sie dankte allen, die da gekommen waren, ihr Fest zu verherrlichen, und gedachte bewegt all der Freuden, die es ihr beschert. Hier fiel ihr Blick auf Gebhart und Elli, deren Köpfe sich fast berührten, und plötzlich wandte ihre Rede sich hauptsächlich diesen beiden zu.

Sie schilderte die tiefe Genugtuung, die es ihr bereite, ihren festen Glauben an den von ihr entdeckten Hochbegabten, durch solch eine Leistung gerechtfertigt zu sehen. Aber auch die Erfinderin dieses schönen Gedankens, ihre liebe Wahltochter Elli, dürfe nicht vergessen werden. — (Hier sah ich mit Unruhe, daß der Geist über sie kam, und daß sie irgendeinem bedeutsamen Abschluß zustrebte.)

—„Und da die Verbindung dieser beiden sich in diesem einen Falle so glückbringend erwiesen hat, warum sollte sie sich nicht für ihr ganzes Leben so erweisen? Ich glaube: Wir alle, die wir unser Wohlgefallen an ihnen haben, zweifeln nicht daran. Meine Freunde, stoßen Sie mit mir an auf das Wohl unsres lieben Brautpaares: Gebhart und Elli — sie leben hoch!"

Da war es heraus! In dem allgemeinen Stühlerücken und Gläserklingen, das nun folgte, bemerkte ich, der sich nicht so rasch von seinem Stuhle erheben konnte, zweierlei.

Einmal, daß die beiden Hauptbetroffenen sichtlich vorher keine Ahnung ihres Verlobtseins gehabt hatten; denn sie fuhren ganz erschrocken empor und wagten einander nicht anzusehen. Aber auf noch einen hatte der unverhoffte Schluß des Trinkspruches eingeschlagen wie ein Blitz: auf Gottfried Wiest.

Der stand, hielt die Tischkante mit beiden Händen umklammert, und sein fröhliches, offenes Gesicht erschien plötzlich verwandelt ins Harte und Finstere. Einen feindseligen verstörten Blick warf er auf die Zwei ihm gegenüber; dann machte er kurzweg kehrt und war, ehe jemand es bemerkte, aus dem Saal verschwunden.

Digitized by Google

Da verspürte auch ich keine rechte Feststimmung mehr und noch weniger Lust, dem auf solche Weise improvisierten Paar zu gratulieren. Vielmehr benutzte ich die vorgerückte Stunde und die allgemeine Bewegung, um Wiests Beispiel zu folgen und mich auf Französisch zu empfehlen.

Während ich heimging, überdachte ich ärgerlich die Torheit meiner Freundin Mathilde, die in ihrer Beglückungsmanie offenbar nicht den Seelenwunsch zweier Schüchterner verwirklicht, sondern eine vielleicht folgenschwere Übereilung angezettelt hatte. Auch über meinen eigenen, zu spät gekommenen Scharfblick ärgerte ich mich — da hörte ich, ganz nahe bei meinem Hause angekommen, einen hastigen Schritt in meinem Rücken.

Ich wandte mich um und sah einen Mann, der sich aus allen Kräften bestrebte, mich einzuholen.

„Hallo!" dachte ich und faßte den bleigefüllten Griff meines Stockes fester, aber fast hätte ich ihn vor Staunen fallen lassen, als ich in dem nächtlichen Verfolger Gebhart Fichtner erkannte.

„Um Gottes willen, Herr Justizrat" — seine Stimme klang atemlos und erstickt — „hätten Sie nicht ein paar Minuten Zeit für mich?"

„Zu dieser Stunde? Hören Sie, mein Bester, wäre es nicht gescheiter, Sie blieben noch eine Weile bei der Gesellschaft, deren Mittelpunkt Sie sind, und ließen mich ruhig mein Bett aufsuchen? Was Ihnen am Herzen liegt, wird sich wohl bis morgen früh aufschieben lassen."

„Nein, das geht nicht — bitte, hören Sie mich an!" Es lag eine so angstvolle Dringlichkeit in seinem Tone, daß ich nichts weiter sagte als: „Kommen Sie!" und ihn mit hinauf in meine Wohnung nahm.

Im Scheine des Lichtes, das ich aufgedreht hatte, sah ich erst, wie bleich mein unverhoffter Besucher war. Um seine Augen lagen tiefe bläuliche Schatten; etwas Fremdes, Gehetztes war in seinen Zügen, vor dem ich beinahe erschrak.

Digitized by Google

„Fichtner! Was Kuckuck haben Sie? Was ist Ihnen widerfahren?“

Er tat ein paar hastige Atemzüge: „Fort! Ich muß fort!“ stieß er unvermittelt heraus.

„Haben Sie eine schlimme Nachricht erhalten? Oder sonst einen Grund?“

„Nein, ich halt es bloß hier nicht aus. Das ist mein Grund, und ich meine, der langt schon!“

Ich brauchte einige Minuten, um die Bestürzung über diese Eröffnung zu verwinden. Dann begann ich, ihm die Folgen seines Schrittes vorzuhalten, ihn der Pflichten zu gemahnen, die er nach zwei Seiten hin übernommen habe. Wie konnte er daran denken, sich so Hals über Kopf aus dem Staube zu machen, sein Studium und seine Braut einfach im Stiche zu lassen?!

Er schüttelte zu all dem nur den Kopf.

„Ich hab' keine Wahl, Herr Doktor! Wenn ich mich bereden lasse, hierzubleiben, dann muß ich zuletzt etwas noch Schlimmeres tun. Denn ein Künstler, so einer, wie der Herr Professor ist und der Friedel wird, werd' ich im Leben nicht — und das Fräulein Elli heiraten kann ich erst recht nicht!“

„Die Elli? Aber ich und jedermann hat geglaubt: Sie seien sterblich in sie verliebt?“

Er sann einen Augenblick nach. „Was heißt verliebt?“ sagte er treuherzig. „Entweder war ich mein ganzes Leben verliebt, oder noch kein einziges Mal. Denn es ist mir schon öfter so gegangen, daß ein schönes Gesicht mir gefallen hat, und ich hab' es mir von weitem betrachtet und mir vorgestellt, wie das jetzt wäre, wenn sie mich lieb hätte und heimlich zu mir käme und so fort. Aber ans Heiraten hab' ich nie gedacht. Da mit einemmal werd' ich verlobt und soll die Elli künftig den ganzen Tag um mich haben, mir von ihr vorlesen lassen, allerhand hirnrissiges Zeug, das einem Kopfweh macht, und nachher mit ihr und der Tante spazieren gehen. Das halt' ich nicht aus!“ Er stampfte mit dem Fuße. Der sonst so weiche apathische Mensch war völlig außer sich.

Digitized by Google

„Sind Sie sich auch klar, was Sie damit aufgeben? Sie können, wenn Sie das eben geschlossene Verlöbnis lösen, nicht in dem Kreise weiter leben, wo die gute Rätin Sie eingeführt hat, der Sie es nun so schlecht lohnen wollen. Sie verzichten nebst dem — entschuldigen Sie, daß ich es sage! — auf die ausgiebige Mitgift Ihrer Zukünftigen, und werden es auch dadurch in Ihrem künftigen Berufe sehr viel schwerer haben."

„Das ist es eben. Ich hab' keinen Beruf zur Kunst; das weiß ich, seit — seit ich so nahe hineingeschaut hab'! Mir geht's überhaupt kurios mit so Sachen. Wie ich ein kleiner Bub' war, ist zu uns einmal ein Mann mit einer Drehorgel gekommen; die hat so schöne Melodieen gespielt, daß ich mir nicht genug hab' hören können und hab' gemeint, die Engel machen Musik. Da hat der Mann, weil meine Mutter ihm etwas geschenkt hat, mir eine Freud' machen wollen, mir den Griff in die Hand gegeben und gesagt: ‚Da dreh' einmal!' Zugleich hat er den Deckel von der Orgel aufgehoben, daß ich die Walzen hab' sehen können und wie alles inwendig beschaffen ist. Von dieser Stunde an ist mir die Drehorgel verleidet gewesen. Meinetwegen lachen Sie mich aus! Aber jetzt geht mir's wieder so. Daheim, wenn ich auf irgendeinem stillen Platz im Wald gelegen bin und die Bäume hab' rauschen hören und die Sonne auf mich scheinen lassen, dann sind mir allerhand schöne Figuren und Gegenden eingefallen, so deutlich, daß ich gemeint hab', ich seh' sie vor mir. Danach hab' ich meine Bildln gekritzelt, ganz ungeschickt, nur als Erinnerung; denn das Gesehene war ja viel schöner. Aber jetzt" — wieder erschien auf seinem Gesicht der verstörte Ausdruck von vorhin — „jetzt bin ich in der Stube, mit andern zusammengesperrt, die singen und schwatzen und schlechte Witze machen. Und auf dem Antritt vor mir hockt ein Mensch, Mann oder Frau, der schwitzt und ein langweiliges Gesicht macht. Ich langweil' mich auch; aber dabei soll ich das fade Gesicht ganz genau studieren und abbilden. Mein Friedel,

Digitized by Google

der Kamerad, sehen Sie, der kann so was: der malt die wildesten und dümmsten Köpfe so herunter, daß man sie von weitem kennt, und doch wieder was drin, was man zuvor nicht gemerkt hat und was macht, daß man sie gerne anschaut. Ich kann so was nicht und werd's nie können, jetzt, wo ich nimmer mag, schon gar nicht!"

„Warum haben Sie es denn vorher gewollt? Oder warum mögen Sie jetzt mit einmal nimmer?"

„Weil" — er stockte und wurde sehr rot — „weil das Fräulein Ella so eine schöne Person ist. Und reden kann sie, fast so wie die Frau Staatsrat; aber es steht ihr noch besser an. Die ersten Tage hab' ich kein Aug' und kein Ohr von ihr abwenden können; so wohl, hab' ich gemeint, ist mir's im Leben nicht gewesen, wie jetzt, wo so ein Fräulein mir vorliest und mich freundlich anschaut. Bis mich jählings die Angst gepackt hat! Die Angst vor all der Gescheitheit und Bildung, vor dem Geheiratetwerden, vor alledem halt! Wenn man einen Stern oben am Weihnachtsbaum so recht fromm und behaglich von unten herauf anblinzt, und es geht einer her, reißt den Stern herunter und wirft ihn einem in den Schoß — wird schon Leute geben, denen das gefällt; aber mir, mir kann's nicht gefallen."

Mir war, während er so sprach, ein Licht aufgegangen; und ich verstand plötzlich den ganzen Gebhart. Der Abend fiel mir ein, an dem das Fräulein Elli uns das Lied von Brahms gesungen hatte, und der Ausdruck, mit dem Gebhart ihr zugehört.

„Sie sind ein Nachtwandler," sagte ich unwillkürlich. „Sie haben kein Verhältnis zur Realität."

„Realität? Was ist das?" fragte er obenhin. „Ja, mit so Ausdrücken hat es die Elli auch immer gehabt. Aber ich hätt' mich ihr doch nicht zu widerreden getraut, ein verliebter Esel, wie man ist, und undankbar sein soll und will man auch nicht. Drum hab' ich zu allem ja gesagt und bei allem mitgetan, bis jetzt, bis jetzt —"

Digitized by Google

„Bis Sie merkten, daß Sie einem andern ein Glück wegnehmen, das er höher schätzt als Sie," ergänzte ich.

Fast mit einem Schrei packte der Gebhart mich bei den Schultern. „Das ist's, eben das!" rief er erlöst. „Haben Sie's auch gesehen, das Gesicht, das der Friedel gemacht hat, wie kalkweiß er geworden ist? Und wenn Sie erst alles wüßten — er selbst hat mir ja zu dem Anfeiern und der Verlobungsgeschichte gestern abend verholfen."

„Verholfen? Wieso?"

„Ja, das war, weil die Fräulein Elli sich's in den Kopf gesetzt hat, die Tante zu überraschen mit dem Bild und mir alle möglichen Photographieen dazu hergeschleppt hat. Mir war das ganz schrecklich zuwider, ein Bild zu machen nach so einem toten langweiligen Ding; und der Friedel und ich, wir hätten gar so gern die Elli überredet, daß lieber sie sich malen läßt. Aber sie hat sich's einmal fest eingebildet, sie sitzt uns erst, wenn ich das Porträt von der Tante recht schön fertig hab'. Da mußte ich dran glauben, und trotz aller Schinderei ist's nichts geworden — ich hab' das Gepatz schier nimmer ansehen können, so blöd' hat es ausgeschaut. Da hat's den Friedel erbarmt. ‚Geh' her,' hat er gesagt, ‚das ist doch weiß Gott kein Hexenstück,' und hat sich drüber gemacht. Er hat ja viel, viel mehr Talent als ich. Nicht lang, so war das Bildl die leibhaftige Frau Staatsrat und war Schmiß und Leben drin. Ich hab' mich nicht genug bedanken können bei ihm, und er, der liebe Mensch, hat nicht gewußt, was er sich angetan hat. Mir war es schon arg genug, die Lobsprüche einzustecken bei der Gesellschaft, die mir gar nicht gehört haben. Ich hätt' immer auf den Friedel zeigen mögen: der ist's ja, nicht ich! Wie aber vollends die Frau Staatsrat das von der Verlobung dahergebracht hat und ich, im siedigheißen Schreck, schau' nach dem Friedel um, der ganz anders erschrocken ist — da sind mir auf einmal die Schuppen von den Augen gefallen. Da hab' ich's gewußt: der hat sie gern,

Digitized by Google

richtig von Herzen, zum Heiraten gern! Und wenn ich still halte zu allem, so hab' ich ihn zweimal bestohlen. Das will ich nicht, das tu' ich nicht, und — aus ist's."

Die letzten Worte schrie der wachgewordene Gebhart mir förmlich ins Gesicht. Die Augen funkelten ihm, und die Brust hob sich zitternd — so gut hatte er mir nie zuvor gefallen.

„Fichtner," sagte ich, legte ihm beide Hände auf die Schultern und schüttelte ihn derb, „Sie sind ein famoser Kerl! Aber was wollen Sie jetzt tun?"

Sein entschlossenes Aufflackern wich schon wieder einer gewissen Verzagtheit. „Ja, ich — ich will direkt nach Hause fahren und werden, was ich gewesen bin. Und da hab' ich gemeint, Herr Justizrat könnten der Frau Staatsrat —"

„Nichts da, mein Lieber! Eine eigene Willensäußerung in so ernster Sache kann Ihnen nicht erspart werden. Entweder mündlich oder schriftlich: wählen Sie!"

Das war eine schwierige Wahl, denn mit der Feder umzugehen, war Gebharts Sache auch nicht. Doch entschied er sich schließlich für das schriftliche Verfahren. Ich gab uns jedem eine Zigarre; und wir verbrachten den Rest der Nacht mit dem Abfassen eines Schreibens, worin Gebhart erklärte, daß er sich nach reiflicher Selbstprüfung weder zum Künstler noch zum Gatten einer so liebreizenden Dame berufen fühle. Er bitte daher, ihm nicht zürnen zu wollen, und nehme unter innigsten Dankfagungen für das erwiesene und zugedachte Gute hiermit Abschied.

Den fertigen Brief sandte ich, da es mittlerweile Tag geworden, durch einen zuverlässigen Boten in die Wohnung unsrer Staatsrätin. Gebhart tat einen tiefen erleichterten Atemzug. „So! Jetzt ist mir erst wieder wohl!"

„Wird es Sie nicht reuen. Gewiß nicht?"

Da schüttelte er nur lächelnd den Kopf.

Wir drückten uns noch herzhaft die Hand; dann

Digitized by Google

begab sich Gebhart nach dem Bahnhofe, um mit dem Frühzuge in seine Heimat zu fahren. Sein bißchen Habe hatte ich ihm nachzuschicken versprochen.

Gegen Mittag machte ich mich auf den Weg zu meiner alten Freundin. Es war mir keineswegs behaglich zumute, als ich an der Klingel drückte und schon die verstörte Miene des öffnenden Mädchens mir die im Hause herrschende Stimmung verriet.

Sie wisse nicht, ob die Damen empfangen könnten, lautete der gestammelte Bescheid. Doch ließ nach kurzem Warten die Frau des Hauses mich in ihr Arbeitszimmer führen, wo ich sie sowie das Fräulein Nichte antraf.

Die arme Elli lag mit verweinten Augen auf einem Diwan, leise vor sich hinschluchzend, aber nicht wie jemand, der um sein Herzensglück betrogen ist, sondern nur wie eine unschuldig Gekränkte. Die Tante dagegen saß in aufrechter Empörung an einem Tische mitten im Zimmer, das gute Gesicht in finstere Falten gezogen.

„Was sagen Sie?" Schon von weitem hielt sie mir Gebharts Brief entgegen. „Er ist fort — heimlich fort — in der feigsten, undankbarsten Weise hat er seine Laufbahn, mich und das arme Kind verlassen! Da lesen Sie!"

Ich lehnte ab. „Leider weiß ich schon alles," sagte ich, „und von ihm selbst."

„Sie wissen!" — Nun ergoß die Flut der Entrüstung, die Gebhart wachgerufen, sich auch über mein unschuldiges Haupt. Wie hatte ich dulden können, daß er so schmählich handelte, sein Glück so von sich stieß?! Warum hatte ich ihm nicht ernstlich in das Gewissen geredet? Die Vorwürfe prasselten so hageldicht auf mich herab, daß ich nicht eher ein Wort einschalten konnte, bis die erbitterte Rednerin endlich atemlos innehielt.

Da gedachte ich so mancher Fälle, wo es mir ehemals gelungen war, als Verteidiger die Anklage des Herrn Staatsanwalts zu entkräften; und ich nahm all meine Beweisschärfe zusammen.

„Liebe Freundin," sagte ich nachdrücklich, „ich habe

Digitized by Google

ihm alle Folgen seines Schrittes vorgestellt, zuletzt aber vor seiner Ehrlichkeit die Segel gestrichen. Denn nur ehrlich nenne ich es, wenn jemand sich durch allen Glanz und alle Vorteile einer Bahn, auf die man ihn schieben will, nicht blenden läßt, weil sein Gefühl ihm von dieser Bahn abrät. Die Welt läuft leider voll von Menschen, die ihre Wenigkeit zu allem Möglichen aufblasen möchten und über die Grenzen ihres Wesens in bedauerlicher Dunkelheit tappen. Da ist nun einmal ein Gegenstück dazu: Einer, der weiß, daß er das Zeug zum Raffael nicht hat, auch wenn man es ihm in liebevollster Weise einzureden sucht. Jedes Geschöpf hat ein inneres Recht auf die Lebensbedingungen, die seiner Natur gemäß sind: dem Gebhart ist in zu heller Sonne nicht wohl. Er flüchtet in das Dämmerlicht zurück, in dem er sich heimisch fühlt. Lassen Sie ihn darin!"

Meine Staatsrätin, noch immer grollend, versetzte, daß sie allerdings wünschte, ihn darin gelassen zu haben, ehe er ihr das, was sie für ihn getan und geplant, mit so schnöder Enttäuschung vergolten hätte.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Verehrteste," sagte ich, „was Sie an ihm getan, war Ihr Wille mehr als der seinige. Im übrigen kennen wir alle Ihre Güte, und der Fichtner empfindet sie aufs tiefste, dessen seien Sie versichert. Aber enttäuscht brauchen Sie sich seinetwegen nicht zu fühlen; wenn er Ihnen nicht den Gefallen tun konnte, ein großer Künstler zu werden, so ist er dafür ein andres, was man gleichfalls nicht auf allen Gassen trifft: ein grundbraver Mensch, und ein selbstloser dazu. Denn vielleicht hätte er trotz aller Wahrhaftigkeit nicht die Kraft besessen, das ihm winkende Glück auszuschlagen, wäre ihm nicht die Erkenntnis gekommen, daß er einen Freund darum betrügt, den er dessen würdiger erachtet." Diese Worte richtete ich hauptsächlich an das Fräulein Elli, das sich aufgerichtet und plötzlich mit Schluchzen innegehalten hatte. Auch auf dem Gesicht der Staatsrätin sah ich eine Veränderung zum Guten.

Digitized by Google

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte sie.

„Aha,“ dachte ich, „jetzt haben wir auf die Geschworenen Eindruck gemacht.“

Diesen Eindruck benutzend, erzählte ich von der Entstehung des Bildes, an der Gottfried Wiest mehr als Gebhart Fichtner beteiligt gewesen, aus einem ungesagten, mächtigen Beweggrund, der Liebe zu der Bestellerin. Ich schilderte, wie Gebhart sich des zweifachen Unrechtes gegen seinen Freund bewußt geworden und dadurch zum Entschlusse gelangt sei, aller passiven Unaufrichtigkeit mit einem Schlage ein Ende zu machen. Die Tante und die Nichte sahen einander währenddessen wortlos an.

„Davon hatten wir freilich keine Ahnung,“ sagte dann halblaut die Staatsrätin. Fräulein Elli entgegnete nichts, aber ihr Gesichtchen war wie mit Blut übergossen.

Ich hatte nichts mehr hinzuzufügen und empfahl mich mit der nochmaligen Bitte, Gebhart recht zu verstehen und der ganz behutsamen Andeutung, es sei eben, selbst bei den reinsten Absichten, nicht immer leicht, die Vorsehung für andre Menschen zu spielen. Darauf nahm ich meinen Hut; Fräulein Elli begleitete mich bis zur Flurtür.

„Bitte,“ flüsterte sie mir hastig zu, als ich die Klinke schon in der Hand hielt, „haben Sie das — das von Herrn Wiest nur so gesagt, um Tantchen zu beschwichtigen, oder ist es wahr?“

Sie sah mich vertrauensvoll an, gleichsam bittend, sie vor nochmaliger Irrung und unverschuldeter Schmach zu beschützen.

„Es ist die reine Wahrheit,“ sagte ich nachdrücklich und nickte ihr zu. Da wurde die liebe, kleine Evastochter noch röter, kehrte sich um und lief, so hastig sie konnte, ins Zimmer zurück.

⊕ ⊕ ⊕

Seitdem sind ein halb Dutzend Jahre über uns alle hingegangen. Meine alte Freundin hat sich mit mir

Digitized by Google

ausgesöhnt, desgleichen das Fräulein Elli, das sich mittlerweile in Frau Elli Wiest umgetauft hat. Ich sehe das junge Paar zuweilen im Hause der mütterlichen Tante und kann mich vom Glücke der beiden sowie vom Gedeihen zweier hoffnungsvoller Wiestschen Sprößlinge mit Vergnügen überzeugen. In der Gesellschaft hat eine Art poetischer Legende sich um diese Ehe gebildet: von einem jungen, hochgesinnten Künstler, der, mit Elli verlobt, zugunsten seines Freundes zurückgetreten und entsagenden Herzens in die Einsamkeit geflohen sei. Ich weiß aus Erfahrung, daß man niemand belehrt, der nicht belehrt sein will, und lasse die Leute bei ihrem Glauben, zumal der Nimbus, den besagte Legende ausstrahlt, dem Emporkommen des begabten Porträtmalers augenscheinlich sehr förderlich ist.

Auch den Helden dieser rührenden Geschichte habe ich vor kurzem wiedergesehen. Auf der Rückreise von einer Badekur hielt ich mich vergangenen Sommer ein paar Tage in dem anmutigen Vorgebirgsort auf, der mir all die Jahre hindurch in guter Erinnerung geblieben war. An Gebhart Fichtner dachte ich dabei keineswegs; ich folgte lediglich dem Rate meines Arztes, noch eine oder zwei Wochen in stärkender Luft und behaglicher Untätigkeit zu verleben. Der Ort hatte sich um vieles verändert: das Gasthaus prunkte mit einem aufgesetzten Stockwerk und stattlichem neuen Speisesaal, in dem zum Überfluß sogar ein Grammophon aufgestellt war. Als ich jedoch an der langen, städtisch gedeckten Tafel zur ersten Mahlzeit niedersaß und die Speisekarte zu mustern begann, da fiel mir der zeichnerische Schmuck der Karte ins Auge: ein ganzer Reigen bäuerlich gekleideter Putten, die es sich an den mannigfachsten Leckereien wohl sein ließen. Eine plötzliche Erinnerung dämmerte mir auf. Ich wandte mich fragend an die Kellnerin: „Wer hat das gezeichnet?“

„Ja, das ist vom Herrn Fichtner, dem Herrn Buchhalter in unsrer Papierfabrik. Kennt ihn der Herr

Digitized by Google

vielleicht? Recht ein lieber, ruhiger Mann. Alle Abend trinkt er seine Maß bei uns. Und zeichnen kann er wie ein gelernter Kunstmaler; er hat auch wirklich auf die Kunst studiert gehabt. Aber dann, wissen S', hat's da so Weibergeschichten gegeben, und überhaupt hat ihm die Stadt nicht getaugt, drum ist er wieder hier und es geht ihm recht gut."

Ich ließ mir sagen, um welche Stunde der regelmäßige Stammgast sich einzufinden pflegte, und begab mich pünktlich in das noch vorhandene Herrenstübel hinüber. Richtig, da saß an einem der braunen Tische eine wohlbekannte Gestalt!

Er war älter und behäbiger geworden der Gebhart hatte Pausbacken bekommen und einen Vollbart. Aber in seinen Augen glomm das alte freundliche Licht, als er bei meiner Annäherung sich lebhaft erhob und mir die Hand entgegenstreckte.

„Jesses, der Herr Justizrat! Nein, die Überraschung. Jetzt hab' ich mir immer gedacht, wie's wohl auch Ihnen geht! Aber Sie wissen ja, mit dem Schreiben hab' ich's nicht. Das ist schon gescheit, daß Sie da sind!"

Er machte mir Platz neben sich und ließ sich teilnehmend vom Leben und Treiben der ehemaligen Freunde berichten. Auch in seinem Kreise hatte sich manches verändert, wie er mir auf Befragen erzählte.

Sein Onkel hatte mittlerweile das Zeitliche gesegnet und ihm eine hübsche Summe vermacht. Darauf hatte der Gebhart seine Schwester, die gleichfalls Witwe geworden, zu sich genommen; und die führte ihm die Wirtschaft und pflegte seiner aufs beste. Im übrigen erfüllte er pflichtgetreu seine beruflichen Obliegenheiten und strich, wie vormals, in seinen Mußestunden durch Wald und Berg, meist mit dem Skizzenbuch, wie er mir schämig lachend gestand. Aber weder von Rücksehnsucht nach dem, was er aufgegeben, noch von verspätetem Ehrgeiz hatte er jemals das mindeste verspürt.

„Und mit dem Heiraten, Gebhart, rührt sich da auch nichts?"

Digitized by Google

Er lachte wieder, sein weiches, verträumtes Lachen: „Ja, hie und da denk' ich noch dran, und die hübschen Mädeln gefallen mir immer noch. Wenn's aber zum Ernst kommen soll und zu all dem Drum und Dran — dann freut mich's doch nicht. Solang man vor einem Laden steht mit ein paar Mark in der Tasche und hat seine Freud' am Betrachten und Wählen, dann meint man, der ganze Laden gehört einem. Hat man aber gewählt und 's Geld ist hin, so kann sein, daß es einen reut und scheint einem, etwas andres wäre besser gewesen. Drum bleib' ich lieber haußen und bin so auch zufrieden."

Darauf stieß ich herzhaft mit ihm an, und wir haben diesen Abend, sowie noch ein paar andre fröhlich miteinander durchgekneipt.

⊕ ⊕ ⊕

Manchmal, wenn ich um mich herum all die Unrast und Begehrlichkeit sehe, mit der die Leute sich und andre plagen, fällt mir der Gebhart in seinem grünen Winkel ein. Wenn einer vom Leben nichts weiter verlangt, als es friedlich verträumen zu dürfen — was wollen die Weisen dagegen sagen?!

Digitized by Google

Annagret

Es war gegen Abend. Nicht so gar spät noch; aber ein trüber, windiger Regentag, wo es nicht so recht hell geworden und nun frühzeitig nachtet.

Den Pfad zwischen den Feldern schreitet eine Frau, den Rücken gebeugt unter dem Tragkorb, den ein ledernes Schutztuch bedeckt. Der Wind stemmt sich ihr entgegen, daß ihr faltiger Kittelrock rückwärts flattert, der Regen klatscht ihr ins Gesicht — sie zieht das wollene Tuch tiefer herein und schimpft leise auf das unfeine Wetter. Alles grau und finster: die Wiesen, die Bäume, die Berge. Langsam, keuchend steigt die Frau bergan, zum Dorf hinan, von dem man vorläufig nur den Kirchturm sieht, einen neuen Turm mit rötlicher zwiebelförmiger Kuppel. Mählich kommen auch die Häuser in Sicht: das kleinwinzige, das am weitesten außerhalb an der Straße liegt, das ist es — da ist die Bötin, nach ihrem Familiennamen auch Moserin genannt, daheim.

Jetzt wird ihr behaglicher zu Sinn. Eine warme Stube, eine Schale Kaffee — das tut wohl, wenn man auf müden Füßen Botengänge getan hat den ganzen Tag!

Als die Moserin vor ihre Tür kommt, da wartet ihrer eine besondere Überraschung. „Jesses Marandjoseph!“ will sie rufen, aber vor Staunen bleibt ihr der Ruf im Halse stecken. Nahe bei ihrer Haustür, fast am Wegrain, liegt etwas, ein großes dunkles

Bündel — ein Mensch! Wie die Bötin näher zuschaut, ist's eine junge Dirn, das hübsche trotzige Antlitz totenblaß, die Stirn von Schweiß beperlt, der ganze Körper krampfig in sich verkrümmt. Wie „Herrgott, verlaß mich nicht!" — so liegt sie da.

„Annagret!" — Nun kehrt der Bötin die Sprache zurück. „Ja, sag mir grad: wie kommst du daher?"

Das Mädchen antwortet nicht; es stöhnt nur und starrt aus großgeöffneten Angstaugen auf die Frau. Der zuckt ein Gedanke durchs Hirn, ein Verstehen — sie hat selbst viel ausgestanden auf der Welt, hat acht Kinder gehabt in ihrer Ehe: drei sind als Knechte verdingt da und dort, zwei Töchter sind selbst verheiratet, drei sind bei Gott. Da kennt man sich aus, wenigstens genug, um zu wissen, daß die Dirn in solcher Not nicht da liegen bleiben kann.

„Heb dich an mich! Ah was, geh'n muß es, wenn's auch hart geht! Ich nimm dich hinein zu mir."

Drin im Haus heißt es sich rühren, die Hände rüstig anstemmen, um das wimmernde Geschöpf, das sich nicht aufrecht halten kann, aufs Bett zu heben. Kaum, daß die Bötin Zeit hat, aus den Armriemen ihres Tragkorbs zu schlüpfen und ihre Last in den Winkel zu stellen. Als sie der Annagret aufs Lager hilft, fragt sie so nebenbei: „Hast du zu mir gewollt?"

„Nein," stößt das Mädchen zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor. — „Wohin denn?" — „In den Wald!"

„In den Wald? Mutterseelenallein? Ja was hätt'st du da angefangen?" Annagret blieb stumm.

Die Moserin schüttelte den Kopf. Allerhand Vermutungen kamen ihr, während sie das Feuer im Herd entfachte und den Wasserkessel zum Kochen aufsetzte. Warum hat die Dirn sich verkriechen wollen, wie ein Tier, von allen Menschen weitab? Damit man's nicht wissen soll? Aber seit ein paar Monaten hat's ganze Dorf davon gemunkelt und geraunt. Da nutzt

Digitized by Google

kein Verstellen und Wegleugnen — selbstgetan, selbstgelitten! Andre nehmen sich's eh nicht so zu Gemüt. Die Bachmeierdirn drüben ist zum drittenmal im gleichen Fall und lacht einem ins Gesicht, wenn man sie damit aufzieht. Freilich: die Annagret ist von andrem Schlag. Fast nimmer sehen lassen hat sie sich in letzter Zeit. Hat sie am End' gar? —

Ein Aufschrei vom Bett her unterbrach das Denken der Moserin. — „Ja, ja, nur Weil lassen, Annagret! Nur nicht verzagt sein, gleich is alles hergerichtet."

Es war tief in der Nacht, Mitternacht lang vorbei, da hub sich im Häuslein der Bötin ein feines Winseln und Maunzen wie von jungen Katzen. Und neben der Annagret auf dem Kissen lag ein winziger Mensch, putzig und schrumpflich gleich einem Zwergenmännlein.

Die Moserin schnaufte erleichtert auf nach gehabter Mühsal und fühlte sich wichtig im Bewußtsein des guten Werkes. Sie hing ihren Rosenkranz an den Bettpfosten und steckte ein Sträußlein geweihter Palmzweige ans Kopfpolster; denn derjenige, von dem man besser nicht spricht, hat Gewalt über ein ungetauftes Kind und seine noch nicht aufgesegnete Mutter.

„Ein Buberl ist's, Annagret. Magst ihn nicht anschauen?" —

Annagret lag bleich und regungslos, eine finstere Falte zwischen den Brauen. Die Bötin nahm den Kleinen auf und hielt ihn ihr vors Gesicht, daß sie ihn anschauen mußte. Das noch weiche Köpfchen, auf das die graue Morgendämmerung schien, war von zartem goldigem Flaum bedeckt; die blinzelnden Äuglein waren nicht dunkelbraun wie die der Mutter, sondern von hellem Blau. Eine Glut schoß der Annagret ins blasse Gesicht.

„Fort! Tu ihn weg!" schrie sie wild und stieß mit den Händen nach dem Kind. Die Moserin erschrak, nahm es fort und bettete es notdürftig auf dem wackeligen Kanapee. Dann ging sie an das Geschäft des

Digitized by Google

Kaffeekochens, denn es war ihr öd' nach der durchwachten Nacht.

Die erste Tasse des kochend heißen Getränkes brachte sie der Annagret. „Trink! Du brauchst jetzt Kraft!" Die nahm die Tasse zögernd. „Vergelt's Gott," sagte sie leise und mit Überwindung.

Gar nicht, als ob sie froh ist, daß sie am Leben blieben ist samt dem Kind — dachte die Moserin ärgerlich. Es war ihr nun sicher, was die Annagret getan haben würde, wenn sie den Wald erreicht hätte wie sie gewollt. Aber sie spülte das stille Grauen darüber mit dem Kaffee hinunter, der ihr Trostgetränk in allen Lebenslagen war. Sie goß sich und dem Gast noch eine Tasse ein und freute sich, daß das Geschehnis just auf einen Sonntag gefallen sei, wo sie ruhig daheimbleiben und ausrasten konnte.

Je wohler ihr ward, desto mehr floß sie über von Gesprächigkeit und guten Lehren für die Annagret. Was sie anfangen müsse, um das Kind gut aufzuziehen; und daß der Vater natürlich das Seine dazu tun müsse. — „Oder hat er dir's Heiraten versprochen? Das wäre das Gescheiteste, versteht sich."

„Nein," sagte Annagret dumpf „nein, das hat er nicht."

Die Moserin nahm den Deckel von ihrer Kaffeekanne und prüfte den noch vorhandenen Rest. „Wer is denn er?" examinierte sie. Ein Stöhnen vom Bett her war die einzige Antwort.

„Is's wirklich an dem, was die Leut' sagen: von dem feinen Schreiber oder was er war, der mit dir gangen wär' im Sommer?"

Die Annagret zog die Decke über den Kopf. Da wußte die Moserin genug. „Ja mein!" philosophierte sie und goß sich den Rest in die Tasse. „Ein Unglück is alleweil g'schwind geschehen."

Dann kam sie auf das Notwendigste zu sprechen: auf des Kindes Getauftwerden. „Heut hätt' ich der

Digitized by Google

Weil, morgen weniger. Und wie bälder, wie lieber! also mein' ich: heut nachmittag trag' ich ihn hinum zum Hochwürdigen."

Sie tat, wie sie gesagt. Am Nachmittag legte sie sich säuberlich an und humpelte mit dem Neugeborenen zur Kirche hinüber.

⊕ ⊕ ⊕

Annagret lag allein in der Stube; nichts rührte sich außer dem Ticken der Uhr und dem Gezirp hungriger Spatzen vor dem Fenster. In der Stille wurden ihre Gedanken wach und glitten rückwärts in das jüngst Vergangene. — Nein, das sollten sie nicht — sie wollte sich nicht mehr darauf besinnen, nichts wissen davon! Aber ob sie gleich in die Decke biß und die Fäuste ballte — die Erinnerung war mächtiger als der Wille. Sie erzählten ihr alles, von dem Tag an, da der fremde schlanke Mensch sie angetreten hatte vor ihres Stiefbruders Haus mit der Frage, ob er hier Wohnung finden möchte? Und sie hatte ja gesagt — und seine Höflichkeit war ihr neu und lieb vorgekommen — ihr, die nur an grobe Reden gewöhnt war.

Der Stiefbruder ließ sich, so wenig er das Pfennigfuchsen nötig hatte, das bißlein Geld für die kleine Mietstube nicht entgehen; er behielt den Fremden. Das brachte der Annagret vermehrte Arbeit — aber sie war ihr nicht leid.

Der Fremde hatte ein ernstes Gesicht, etwas blaß und hager, hellgraue nachdenkliche Augen und einen trotzigen, vom dichten Schnurrbart beschatteten Mund. Es nahm Annagret ordentlich wunder, daß dieser Mund des Lächelns und guter Worte fähig war. —

Des Abends, wenn sie etwas holen gemußt beim Wirt, geschah es, daß sie ihm begegnete, der dorthin zum Nachtmahl ging. Da begleitete er sie ein Stück, und da erfuhr sie, daß er kein Herr war in dem Sinne, wie sie gemeint, sondern Maschinenzeichner in einem großen Geschäft, von dessen Art und Umfang er ihr

keinen klaren Begriff beibringen konnte. Aber daß er von seinem Gehalt bis vor kurzem seine alte Mutter unterstützt hatte, das gefiel ihr wohl; und sie meinte, es müsse gar ein guter Mensch sein.

Ja die Mutter! „Die meine, wenn am Leben wär', hätt' ich es anders auf der Welt!" Und sie vertraute ihm, wie der Stiefvater, dem die Mutter sie zugebracht, immer versprochen, er wolle ihr ein Erbteil festsetzen; aber der Tod habe ihn vorzeitig hinweggenommen, und ihre Mutter bald danach. Darum sei sie nun so unwert geachtet von den Stiefgeschwistern, kaum besser denn eine Magd.

Von ihrem eigentlichen Vater, den sie nicht gekannt, wußte Annagret nichts, nur daß er „ein besserer Herr" gewesen. Das deuchte dem Fremden wahrscheinlich, wenn er Annagrets Gesicht und Haltung betrachtete.

Da hatten sie gegenseitig ein großes Bedauern miteinander, daß sie sich abrackern und die schönen Jahre verzehren mußten in anderer Dienst. Und der Hunger nach Freude, der jungem Blut innewohnt, quoll heiß in beiden empor — dazu ein andres, das Annagret bisher nicht gekannt. —

Johannisnacht! Funkelnde Sterne am Himmel, glimmende Leuchtkäferlein im dunklen Wald! Und auf den Höhen die rote himmelwärts lodernde Glut der Sonnwendfeuer! Muß die verschwiegene Herzensglut nicht auch zu heller Lohe emporschlagen in solcher leuchtenden Nacht?

Sie waren mitsammen gegangen, die Bergfeuer zu sehen. Aber weil so viel lärmenden Volkes um die Wege gewesen, hatte er sie mit sich fortgezogen, in Stille und Dunkelheit, wo die schnittreifen Wiesen dufteten und nur dann und wann ein Johanniskäfer ihnen schimmernd voranschwebte. Annagret war erschauert, als plötzlich des Mannes Arm ihren Leib so fest umschlang.

„Laß, Bertl! Ich bitt dich, Bertl, laß gehen!"

Digitized by Google

Das wußte sie schon, daß er Bertold hieß; doch hatte sie ihn bis jetzt nur insgeheim so genannt. Er aber küßte ihr seinen gestammelten Namen vom Munde. — —

Des andern Tages schlich Annagret verstört und übernächtig herum. Der Stiefbruder sah scheel und mißtrauisch drein; er brütete darüber, dem Fremden aufzusagen, aber der mußte ohnedies fort, weil in zwei Tagen sein Urlaub zu Ende war.

Annagret nahm sich den Abschied wohl zu Gemüt; dennoch hielt sie sich stark, da sie ganz gewiß war, er würde wiederkommen, sicher und bald! Ach der gute dumme Glaube, die Narrheit von damals! — Das einsame Geschöpf im Bett stöhnte auf.

Er war nicht wiedergekommen.

Als ein paar Monate verstrichen, da hatte Annagret sich nächtlicherweile hingesetzt und mit schwerer Mühe einen Brief verfaßt. Zur Hälfte war er nach einem gekauften Liebesbriefsteller abgeschrieben; aber aus dem, was Annagret von sich selbst hinzutat, meinte sie doch, man müsse die zitternde Angst ihres Herzens heraushören. Nachdem sie das Schreiben zur Post gebracht, zählte sie die Tage und Stunden, bis die Antwort eintreffen konnte. Sie blieb länger aus als gedacht: Annagret fürchtete schon, sie habe die Adresse unrecht geschrieben oder der Brief sei sonstwie verloren gegangen, oder er, an den er gerichtet war, sei erkrankt — O Jesus, nur das nicht! —

Er war nicht krank. Endlich kam ein Brief von ihm. Er schrieb freundliche, tröstende Worte, die ein bißchen verlegen klangen. Weil es einmal so sei, könne man nichts machen; und er verlasse sie gewiß nicht, sondern wolle für sie und das Kleine tun, was in seinen Kräften stehe. Aber es ließ sich wohl merken, daß er erschrocken war; und das Eine, worauf Annagret gewartet hatte, stand nicht in dem Brief.

Sie mußte sich setzen beim Lesen — die Kniee wurden ihr mit einmal so schwach. Und dann wandte

Digitized by Google

sie das Blatt um und um; aber sie las nichts andres aus den klaren geschäftsmäßigen Schriftzügen heraus.

Nichts davon, daß sie nun zu ihm gehöre für alle Zeit, daß er ihr Mann sein wolle und ihres Kindes Vater. Er versprach ihr Geld und sonst nichts. — Da stand die Annagret schwerfällig auf, schleppte sich zum Küchenherd, in dem noch Glut war, und warf den Brief hinein. Bis er zu Asche gebrannt war, stand sie dabei und sah zu. —

Horch! Irgendwo hatte etwas geraschelt! Eine Maus schien es, die nagte hinter dem großen Schrank. Annagret fürchtete sich plötzlich in dem fremden Bett, in dem einsamen Haus. Nein, sie fürchtete sich vor sich selbst, vor dem Haß und Groll, die in ihr waren seit der Stunde, da sie den Brief verbrannt hatte! So schlecht zu sein — so schlecht und lieblos und falsch! Sie haßte nicht nur ihn dafür, sondern das andre, das erst geboren werden sollte und das ihm nachgeraten konnte.

Die Stiefgeschwister, als sie es inne geworden, taten ihr allen Schimpf und Hohn, den sie wußten. Da sie es zu arg trieben, lief Annagret ihnen davon. Sie verdingte sich beim Wirt im Nachbardorf und arbeitete, was ihr aufgelegt ward, gleichviel ob sie dadurch zu Schaden käme oder das Ungeborene. Denn sie gönnte ihm das Leben nicht.

Sie schrieb keinen Brief mehr. Aber es kam noch einmal einer an sie, ein paar kurze Zeilen, denen eine Banknote beilag. Die packte Annagret wieder ein und sandte sie zurück.

Als sie nicht mehr zu arbeiten vermochte, lebte sie von ihrem geringen Muttererbe, so sparsam sie es einrichten konnte. Von der Dachkammer im Wirtshause sah sie die Felder sich mit weißem Schnee bedecken und rechnete, in wie viel Wochen die Flocken vielleicht auf ihr Grab fallen würden.

Sie dachte viel an ihre Mutter, ob es der zumute gewesen sei wie ihr? Und warum sie dann das Herz

Digitized by Google

gehabt, ihr das Leben zu schenken, damit es ihr eben so ginge? — So saß sie und verließ ihre Kammer kaum noch, außer wenn es dunkel geworden; denn sie schämte sich. —

Erst da sie fühlte, ihre Stunde sei nahe, packte sie den Rest ihrer Habe zusammen und sagte den Wirtsleuten: sie müsse gehen. Aber sie sagte nicht, wohin.

Sie ging. Ihre Begleiter waren Leid und Bitternis und ein Drittes, Unheimliches, das ihr bösen Rat zuraunte.

Bis hinaus vors Dorf, bis an das letzte alleinstehende Haus schleppte sie sich durch Kälte und Sturm. Da spürte sie einen schneidenden Schmerz, der ihren Leib wie Messer durchdrang, und fiel zur Erde. Wohl kämpfte sie, sich aufzurichten, aber die Schmerzen waren stärker als sie. Stärker denn der Vorsatz, den sie in sich trug: daß sie und das Kind nicht leben sollten. — —

⊕ ⊕ ⊕

„Grüß Gott, da wären wir wieder!" — so kam die Bötin mit ihrem lebendigen Bündel herein. Sie hielt es der Annagret vergnügt hin. „Einen Heiden ham mir fortgetragen, einen Christen bringen wir."

Annagret antwortete nicht. Auch nicht auf die Erzählung, wie der Herr Pfarrer das Büblein angelacht und ihm geraten habe: „Schau nur, daß dir nichts zustoßt. Wär' schad' um dich, bist in einem guten Stall gestanden." Der Hochwürdige habe ganz recht: es sei wirklich ein sauberes Kindel!

Weil Annagret so stumm blieb, ließ sie ihr vorläufig Frieden. Anders das Kind. Das schrie mit dünnem, durchdringendem Stimmchen den Abend und die halbe Nacht hindurch, bis in den Morgen hinein. Da mußte die Moserin fort und ihre Schutzbefohlenen etliche Zeit verlassen; als sie aber am Nachmittag heimkam, schrie der Kleine immer noch, ärger als zuvor. Die Bötin konnte es schließlich nicht mehr mit-

Digitized by Google

hören. Sie stand auf, nahm das Kind, nicht eben nft, aus den Kissen und trug es der Mutter hin.

„Er schreit sich zu Tod. Jetzt mußt ihn trinken issen."

Die Annagret saß aufrecht im Bett, mit finsteren Brauen und zusammengebissenen Zähnen. Einen Blick des Hasses richtete sie auf das winzige Bündel, aus dem das rote Köpfchen hervorsah. Als die Moserin es ihr anlegen wollte, verschränkte sie die Arme über der Brust.

„Tu's weg!" schrie sie grell. „Ich frag' ihm nichts nach."

„Laß ihn halt trinken, in Christi Nam! Ist besser auch für dich — weißt: sonst geht die Milch dir ins Hirn."

„Meinetwegen! Mein' Ruh laß mir!"

Die Annagret wälzte sich herum nach der Wand zu. „Nachher verhungert er dir," meinte die Moserin gelassen und trug den Säugling an seine Stelle zurück. Das Wimmern des Kleinen hörte nicht auf, es wurde schriller und kläglicher mit jeder Viertelstunde. Die Moserin nahm einen Fetzen Leinenzeug, tat etwas Zucker und in Milch geweichte Brotkrumen hinein und drehte es oben zu; dann gab sie den Lutschbeutel dem Kleinen ins Mündchen. Die verlechzten Lippen sogen gierig daran, aber nur eine Zeit lang; dann begann das klägliche Schreien aufs neue, und über dem Schreien fiel der „Zuzel" zu Boden.

Nun wurde die Moserin ärgerlich. „Herrgott, er schreit einen schier narrisch, der letschete Fratz! Wenn er net aufhört, werf' ich ihn außer — oder nein: ich kauf' an Schlaftee und geb ihm den, damit endlich Ruh wird."

„Darf man das?" fragte Annagret kaum vernehmlich. Es war ihr, als hätte sie einmal gehört: Schlaftee sei nicht gesund.

„So? Jetzt willst heiklig sein, und laßt dein Kind verhungern? Du bist mir die Rechte, du! Schämen

Digitized by Google

sollst dich! Daß man dich vor die Tür wirft samt dem Schreimaul da, das hast verdient."

Die Annagret hatte die Decke wieder über sich gezogen, um das Schelten nicht zu hören. Aber das Schreien, das hörte sie doch, obwohl es allmählich schwächer und dünner ward. Zuletzt klang es ganz matt, ganz heiser, wie aus völlig ausgetrockneter Kehle, der sich der Ton versagt.

Plötzlich warf die Annagret die Hülle zurück. „Gib ihn her!" schrie sie der Moserin zu.

Die willfahrte ihr ohne Gegenrede. Sie trug das Kleine hin und bettete es an die Brust der Mutter, die vor der Berührung der weichen Glieder unwillkürlich erschauerte. Aber sie ließ es trinken, ungehindert, und horchte auf die gluckſenden leisen Schlucke und die wohligen Seufzer, die an Stelle des Schreiens getreten waren. Als es seine Nahrungsgier gestillt hatte und sich zum Schlummer ausstreckte, wagte sie zum erstenmal, es verstohlen zu betrachten; vorher hatte sie sich gescheut, den wachen Augen des Kindes zu begegnen.

Die Moserin sah vergnügt aus; eine Geschichte aus ihrer Jugend fiel ihr ein. Zwei Mägde waren auf dem Felde gewesen, da ward die eine von Mutterwehen überrascht und brachte ein Kind zur Welt; das wollte sie töten. Da ließ die andre nicht nach mit Bitten und Zureden: sie solle das Kind zuvor nur einmal bussen (küssen). Das tat die Mutter endlich; und danach konnte sie ihm nichts mehr zu leid tun.

⊕ ⊕ ⊕

Nein die Annagret konnte es auch nicht. Sie tat von da an ihre Mutterschuldigkeit mit einer gewissen dumpfen Ergebung, säugte das Kind pünktlich, ohne es doch je zu herzen. Das Wenige, was sie besaß, hatte sie der Moserin gegeben für ihren Unterhalt; denn sie mußte leben, um nähren zu können. Und der Moserin Armut litt keine unbezahlten Gäste.

Digitized by Google

Als das Kind drei Wochen alt war, kam der Stiefbruder dahergestiegen, um nach ihm und der Mutter zu sehen. Sie hatten Rat gehalten zu Haus und beschlossen, es gehöre sich so und sei christlich. Breitbeinig, die schmutzige Spur seiner Nagelstiefel am Boden zurücklassend, saß er auf dem Stuhl, den ihm die Bötin gestellt und fragte Annagret aus.

„Hat er schon was geschickt, der Deinige? Wenn nicht, nachher muß man ihm schreiben, und im Fall 's nicht nutzt, ihn bei Gericht einklagen; und wenn er sich gar wegschwören möcht, der Haderlump, nachher wird er einfach meineidig g'macht." Zur Bekräftigung stampfte er mit dem Stock auf den Boden.

„Er hat schon geschickt, aber ich hab's ihm zurückgeschickt. Ich will nichts von ihm."

Der Bruder starrte sie aus weitaufgerissenen Augen an. „Bist du narrisch?" keuchte er, so verschlug das Gehörte ihm den Atem.

Annagret saß kalt und ruhig da, ihr Kind auf dem Schoß. „Will er mich nicht zum Weib, so will ich sonst nichts von ihm," wiederholte sie. Da brach der Zorn des Mannes los.

„Du einbilderische Gans, du verruckte Gredl, wer, meinst, soll dich nachher verhalten als wia der, der's von Gotts und Rechts wegen schuldig wär? Glaubst leicht, du kannst unterschliefen bei mir mit deinem Bankert? Da bist irr, daß du's weißt; ich hab' selbst Kinder, ich brauch' kein fremdes, das mir auf der Schüssel hockt." So schrie und tobte er fort, bis die Luft ihm ausblieb. Da nahm Annagret ihm das Wort weg. „Kannst ruhig sein," sagte sie trocken, „von dir und deiner Brüderlichkeit hab' ich mir lang genug! Ich verhalt' mein Kind allein — und bring' ich's nicht zuweg, dann spring' ich ins Wasser mit ihm, aber zu dir komm' ich nicht. Darauf darfst schwören!"

Er wollte von neuem zu wüten anfangen, jedoch die Bötin, die just daheim war, legte sich ins Mittel. „Das ist nämlich meine Stub' da, verstehst?" sagte

Digitized by Google

sie bedächtig, „und das Umeinandgefahr drin, das leid' ich nicht." — Das verstand er und stampfte ohne Gruß, in glührotem Zorn, zum Hause hinaus.

Immerhin blieb die Frage offen, wie Annagret sich durchbringen wollte mit ihrem Kind. „Magst nicht eine Amme machen?" fragte die Bötin vorsichtig.

Daran hatte Annagret selbst schon gedacht, obwohl ein Bangen sie anfiel bei der Vorstellung, weit fort zu müssen in die fremde Stadt, fremden Leuten die Magd zu sein. Aber was war sie im Hause der Geschwister andres gewesen! — Ja, sagte sie zur Bötin, es werde wohl das Gescheiteste sein.

Die Bötin kam öfter in des Kreisarztes Haus; zu dem brachte sie Annagret, als zu einem freundlichen, allezeit spaßig aufgelegten Herrn. Da mußte Annagret, trotz anfänglichen heftigen Sträubens, sich darin ergeben, untersucht zu werden und allen möglichen Fragen Rede zu stehen. Als alles überstanden war, sah der Kreisarzt sie wohlgefällig an. „Das ist ein gesundes Bröckerl," sagte er gemütlich zur Bötin, „und ein sauberes dazu. So sollten alle Ammen sein!" — Damit schlug er Annagret auf die Schulter, indes sie vor Verlegenheit nicht wußte, wohin sie schauen sollte.

Der Kreisarzt stellte ihrer körperlichen Beschaffenheit ein glänzendes Zeugnis aus und verhieß obendrein, sich ihretwegen an einen Freund und Kollegen in der Stadt zu wenden, der Kinderarzt sei und ihr am ehesten eine gute Stelle verschaffen könnte. Dafür ergoß die Bötin sich in vielen und umständlichen Danksagungen; denn was Annagret selbst murmelte, war nicht zu verstehen.

Auf dem Heimweg nahm Annagret die Schürze vor die Augen und hub zu weinen an, so schämte sie sich. Grad wie eine Kuh sei sie sich vorgekommen — sagte sie zur Bötin — wie eine Kuh, die der Händler beschaut und abgreift, ob sie auch kräftig ist und ordentlich Milch gibt. Das alles mußte sie ausstehen um des

Digitized by Google

Kindes willen; und andre, die im gleichen Fall gewesen, bekommen keins oder — den Gedanken dachte Annagret nicht zu Ende, denn versündigen wollte sie sich doch nicht.

⊕ ⊕ ⊕

Der Kreisarzt hatte Wort gehalten, und seine Fürsprache hatte genutzt. Vom Doktor aus der Stadt war ein Brief eingetroffen, daß er für eine junge Frau, die zu schwächlich sei, ihr Kindchen selbst zu nähren, eine gesunde Amme brauche; Annagret solle kommen.

Sie packte ihre wenigen Habseligkeiten in eine mit buntem Papier beklebte Schachtel, die sie von der Mutter ererbt. Geld hatte sie keines mehr, außer dem, was die künftige Herrschaft ihr für die Fahrt geschickt.

Die Bötin konnte das Kind, das Annagret zurücklassen mußte, nicht in Pflege behalten, weil sie zu viel aushäusig war. Also riet sie, es der Nachbarin zu geben, die reicher und älter war als sie, aber auf jeden Pfennig aus — darum hatte sie schon öfters Kostkinder in Pflege genommen. Der trug Annagret das Kind hinüber und machte mit ihr ab, wie viel sie monatlich für seinen Unterhalt zahlen sollte. Die Moidl erwies sich zäh im Handeln und Feilschen; doch wurden sie schließlich einig, und der Kleine blieb da.

Sie bitte schön, daß sie fleißig auf ihn schaue, sagte Annagret, nachdem sie pünktliche Zahlung versprochen hatte. — Ah, da fehle sich nichts, ganz gewiß nicht — versicherte die Moidl und nahm das Büblein, das vor dem fremden Gesicht sein Mäulchen zum Weinen verzog, auf den Arm. „Da, gib der Mamma noch ein Busserl und ein Handerl — dann bringen wir dich schön ins Bett!“ Annagret konnte nicht anders als das dargereichte Kind küssen, zum erstenmal; es küßte sich zart und kühl wie ein Blumenblatt. —

Digitized by Google

Annagret ging auf der Straße dahin, dem über eine halbe Stunde entfernten Stationsgebäude zu. Eine Strecke weit hatte die Bötin ihr das Geleit gegeben, bis sie der eigenen Pflicht nachgehen genußt; einen Augenblick blieb Annagret stehen an der Stelle, wo die Alte mit Händeschütteln und vielen „Bhüt Gott!" sich von ihr getrennt hatte. Ein Bildstöckl war an dem Kreuzweg errichtet — da sah man hinter einem Drahtgitter ein geschnitztes Bild der Mutter Gottes mit dem Jesukind auf dem Arm; darüber prangte die Inschrift:

„Menschenkind, wo gehst du hin?
Gedenk', daß ich dein' Mutter bin!"

Das hatte Annagret schon öfters gelesen; heute, an ihrem Scheidetag, stimmte es sie besinnlicher als sonst. Sie blickte nach der Ortschaft zurück, die lag hell beglänzt in blasser Aprilsonne. Auf dem Kirchturm schlug eben die Glocke an zum Mittagläuten. Und es war Annagret, als sei das helle Gebimmel eine helle feine Stimme, die sie zurückrufe. Da wandte sie sich und lief so schnell sie konnte den Weg hinab zur Bahn.

⊕ ⊕ ⊕

Wie ein Blatt vom Baum, das in den Wirbel eines breiten strudelnden Flusses gefallen, kopfüber mitgerissen wird — so erschien sich Annagret in der nächsten Zeit.

Die Menschen, die Wagen, der Lärm — es war, um den Verstand zu verlieren. Sie ging nicht über die Straße — sie floh darüber, wie ein gescheuchtes Wild: in steter Angst vor Gefahr. Und die Zeit, die man brauchte, bis man von einer Stelle zur andern gelangte — alles war gar so weit! Zum Glück war es in dem Hause, da sie sich vermietet hatte, anders: still, eng und traulich. Ein junges Ehepaar, dem soeben das erste Kindchen geboren worden; der Mann

Digitized by Google

war Gelehrter, vor dessen Weisheit Annagret sich zuerst ebenso fürchtete wie vor seiner etwas steifen Art, hinter der sich Schüchternheit barg.

Die junge Frau gefiel Annagret über die Maßen, weil sie gar so zart und sanft dalag. Sie war dem Tode hart vorbeigegangen und noch sehr schwach — fast so schwach wie ihr Kindlein, ein kleinwinzig blasses Mädchending, dessen Mündchen kaum die Kraft hatte zu saugen. Der Doktor — das sah Annagret wohl — machte bedenkliche Mienen dazu; aber die Mutter bemerkte es glücklicherweise nicht.

Das erste Mal, da Annagret die Kleine an der Brust hielt, hatte die junge Mutter mit verträumtem Lächeln zugesehen. Aber plötzlich hatten ihre Augen sich mit Tränen gefüllt. „Tragen Sie sie lieber fort; das Zusehen macht mich neidisch!“ Sie wollte so gern selbst nähren, hätte ihren Willen auch durchgesetzt, wenn der Arzt und der Gatte ihr nicht entgegen gestanden. Nur unter Seufzen fügte sie sich.

„Es ist doch das Eigenste, was man hat. Das Eigenste und Süßeste. Schon früher vor meiner Ehe hab' ich mir oft gedacht: etwas Holderes als so ein Kindchen gibt es nicht. So zart die Gliedchen, so winzig und so vollkommen dabei! Später erst, da werden sie gar herzig, wenn sie anfangen zu lallen und einen verständig anzuschauen. Daß es Leute gibt, sogar Frauen, die sich aus Kindern nichts machen, sie womöglich aussetzen oder schlecht behandeln, das empört mich mehr als irgend etwas. Solche Menschen könnte ich hassen!“

Sie verstummte plötzlich vor dem herben Ausdruck, mit dem Annagret, zu der sie gesprochen, vor sich niedersah. Ein Gedanke flog die junge Frau an, ein Gedanke, der ihr in der Selbstsucht ihres Glückes noch gar nicht gekommen war. Sie hätte gern nach Annagrets Kindchen gefragt, und sie wagte es nicht. —

Digitized by Google

Aber Annagret vermochte nicht, ihre Lebenskraft in das zerbrechliche Körperchen ihres Pfleglings überzuleiten. Nach etwa zehn Tagen war das Kleine still und kampflos hinweggegangen, in das unbekannte Reich, aus dem es gekommen war.

„Meine Frau! Wie wird sie es tragen?"

Nie hatte Annagret solchen Schmerzenston aus Männermund vernommen, wie aus dem ihres stillen ernsthaften Herrn. Da ward ihr angst, und sie kletterte bis auf den Speicher hinauf um nicht in der Nähe zu sein, wenn es der Frau gesagt würde.

Endlich mußte sie hinunter, weil jemand nach ihr rief. Es war der Doktor, der eben aus dem Zimmer der beraubten Mutter kam, ernst und ergriffen. Er sagte zu Annagret, daß sie hier überflüssig geworden sei, daß er aber schon bei einer andern Patientin eine Stelle für sie in Vorschlag habe — er nannte den Namen und die Hausnummer. Sie solle gehen und sich dort vorstellen. Annagret versprach es dankend. Bei dem Namen, den er nannte, war es ihr wie eine unklare Erinnerung — sie wußte nicht an was.

Der Abschied ging ihr näher als sie nach so kurzer Zeit gemeint hätte. Schon der von dem Herrn, der so blaß und gedrückt aussah, aber noch mehr der von der Frau, die mit so trostlosem Blick aus den Kissen zu ihr emporschaute.

„Annagret," sagte sie kaum hörbar, „nun hab' ich kein Kindchen mehr."

Annagret hielt die schmale Hand umfaßt; aber statt eines Trostwortes, das sie suchte, kam ihr plötzlich das Schluchzen aus. Der Blick der trauernden Frau ging ihr ins Innerste, gleich wie ein Vorwurf; sie zitterte und weinte. Da zog die andre ihre Hand sacht zurück und verhüllte ihr Antlitz, indes Annagret auf den Zehenspitzen hinausschlich.

So lieb kann eine Frau ihr Kind haben! Und grad so einer wird es genommen, während andre — Wo ist da das Recht?

Digitized by Google

Sie sah auch das kleine Gestorbene noch einmal, das still und lieblich dalag, wie ein wächsernes Christuskind in der Krippe.

„Wenn du ein Engel wirst, Lisbethlein, bitt für mich," sagte Annagret halblaut. Sie kam sich schlimm und hart vor, seit sie vorhin das Bild des Mutterschmerzes gesehen. —

⊕ ⊕ ⊕

Annagret schritt dem Hause zu, das ihr bezeichnet worden; von weitem schon zeigte es ihr seine Größe und Stattlichkeit. Dem Herrn des Hauses gehörte die unweit davon gelegene Fabrik — eine Maschinenfabrik, hatte man ihr gesagt. Eben war sie an deren hallenartig gewölbtem Eingang vorüber — da kam ein Mann eiligen Schrittes aus der Torfahrt und hinter ihr her.

Sie sah flüchtig nach ihm um — da war es als stehe ihr jählings das Herz still. Sie lehnte an der Mauer; wie ein Schwindel befiel es sie. Der! Gerade der, dem sie von allen Menschen am wenigsten begegnen gewollt.

Er erkannte auch sie. Das bewies ihr sein erschrockenes Stehenbleiben und die dunkle Röte, die sein Antlitz übergoß. Aber er faßte sich und trat entschlossen auf sie zu.

„Annagret, du bist's! Wie kommst du daher?"

Ohne Antwort raffte sie sich auf und ging weiter. Er holte sie ein. „So red' doch! Wo willst du hin?"

Sie deutete geradeaus. „Dorthin! Auf Nummer achtzehn. Ich suche Stelle — als Amme."

„Auf achtzehn! Da wohnt der Chef von unsrer Fabrik." Sie warf dem Überraschten einen bösen, fast verächtlichen Blick zu.

„Brauchst nicht fürchten, daß ich's erzähl'! Ich mach' keinen Staat mit dir."

„Das verbitt' ich mir von dir," brauste er auf. „Feigling bin ich keiner." Sie zuckte die Achseln und

Digitized by Google

würdigte ihn keiner Entgegnung. Dennoch zwang ihn sein Gewissen mit ihr Schritt zu halten.

„Sag mir doch: wie ist dir's gegangen? Und lebt das Kind?"

„Ja," sagte Annagret herb, „es lebt."

„Was ist es?" — „Ein Büberl."

Ihr Ton schnitt eigentlich alle weiteren Fragen ab; dennoch wollte er wissen, warum sie ihm sein Geld zurückgesandt und ihm nicht mehr geantwortet habe? — „Weil ich nichts geschenkt will von dir."

„Das ist Unverstand! Wenn ich etwas tu' an dem Kind, ist's Pflicht und Recht, aber kein Geschenk noch Almosen."

„Wir brauchen nichts," beharrte sie. „Ich hab' das Kind in Kost getan und zahl' dafür von meinem Lohn. Wer von mir nichts wissen will, den geht auch mein Kind nimmer an, damit fertig!"

Sie wollte fort — mit starkem Griff hielt er sie fest.

„Annagret, du tust mir unrecht. Wehr' dich nicht — hör' mich ruhig ein paar Minuten an! Du hast mir gefallen wie kein Mädel zuvor, gefällst mir heut noch besser als alle andern. Und du hast mich auch gern gesehen; und Jugend mit Jugend kommt leicht zusammen. Aber schau: im Grund kennen wir uns ja kaum — und was Ehestand heißt, weißt du das? Beieinand sein Tag und Nacht, Gutes mitsammen tragen und Böses, einander verzeihen und helfen in allem. Der Mann soll obendrein noch sorgen, daß die Not nicht am Herd sitzt! Das hätt' ich freilich zuvor bedenken und der Verliebtheit einen Zaum anlegen müssen; insofern hab' ich schlecht an dir gehandelt und muß es leiden, wenn du mir Vorwürfe machst."

„Ich mach' dir keinen Vorwurf," sprach Annagret kalt. „Du siehst das Ding so und ich seh's anders, das ist das Ganze! Wie du kommen bist, hab' ich gemeint, der Herrgott hat mir einen Erlöser geschickt aus meiner Verlassenheit und wie ich's inne worden bin, wie's

Digitized by Google

steht mit mir, war ich voller Freuden; denn ich hab' gemeint: jetzt gehören wir gewiß für zusammen. Auf dein Schreiben hab' ich gehofft wie auf die ewige Seligkeit; und endlich hast du mir geschrieben, ganz so freundlich und verständig wie du jetzt redest. Da hab' ich's gekannt, daß ich dir zur Lieb schon recht war aber nicht zur Heirat — und damit ist's aus und gar zwischen uns, für immer!"

Er hatte sie unwillkürlich losgelassen, das benützte sie und schritt hastig an ihm vorbei, ohne Abschiedsgruß. Er folgte ihr langsam, den Blick auf ihre Gestalt geheftet, bis die ihm wohlbekannte Haustür sich hinter ihr schloß. Recht unbehaglich war ihm zu Sinne; es deuchte ihn plötzlich, als sei er im Unrecht gegen sie und sich selbst.

Und doch hatte er ihr die lautere Wahrheit gesagt! —

Bertold Holl war der einzige Sohn einer unfriedlichen Ehe. Der Vater ein Bruder Leichtfuß, über dessen Treiben die Mutter viel heimliche Tränen vergoß, bis es zu ausgesprochenen Bitterkeiten kam. Auch sein Tod war die Folge einer Unbesonnenheit, eines kalten Bades nach vorhergehender Erhitzung. Die überlebende Frau aber tat alles, um den Sohn, der ohnehin ihrem eigenen nachdenksamen Wesen nachartete, so zu lenken, daß Pflichtgefühl und Verstand sein Tun regierten und der gesunkene Wohlstand der Familie durch ihn wieder gehoben werde. So ward Bertold, wie es Witwensöhne öfters sind, ein stiller, etwas herber Mensch, pünktlich daheim und tadellos im Beruf, immer aus dem Gefühl heraus, daß er der Mutter etwas zu vergüten und für die Schulden eines Toten gleichsam aufzukommen habe.

Er hatte sich eigentlich nie selbst angehört, bis nach dem Hinscheiden der Mutter, wo seine durch Nachtwachen und Tagarbeit geschwächte Kraft ihn zwang, um Urlaub nachzusuchen. Es waren die ersten Ferien seines Lebens, seit früher Schulzeit, und plötzlich war

Digitized by Google

die unterdrückte junge Mannheit, zugleich mit einem Tropfen ererbten Vaterblutes, heiß in ihm emporgewallt. Er gab sich nicht mehr Rechenschaft, er ließ sich treiben von dem neuen Freiheitsgefühl, von der Macht, die ihn zu dem schönen fremden Mädchen hinzog. Wie ein Rausch war alles!

Erst auf der Heimfahrt, erst im gewohnten Arbeitsgeleise war der Rausch allmählich verflogen. Da hatte Bertold stillen Schrecken und Gewissensbisse über seinen ersten Jugendstreich empfunden und inständig gewünscht, es möge für Annagret und ihn kein Unheil daraus entstehen.

Vergeblicher Wunsch! Als er den Brief mit der ungelenk und mühsam gekritzelten Adresse in Händen hielt, kam ihm eine Ahnung dessen, was darin stand. Er las und fand sie bestätigt.

Der anfänglichen Betäubung folgte allmählich ein tiefes aufquellendes Mitleid. Mitleid mit dem Mädchen, dem er das angetan, dem er das schuldig geworden war. „Ich muß es gut machen, muß sie heiraten," war sein Gedanke, „sonst bin ich ein Schuft."

Sie heiraten! Bei der Vorstellung überfiel ihn mit ganzer Schwere das Bewußtsein, daß er nun im Begriff stehe, über sein künftiges Leben die Würfel zu werfen.

Er saß im Zeichensaal der Fabrik und drehte den Stift unschlüssig zwischen den Fingern. Über den Gang vernahm er die Stimme des Chefs, der irgendeinen Befehl erteilte. Von früh bis spät war er im Geschäft, rastlos wie kein andrer; es gingen allerhand Reden darüber um, weshalb es ihm hier wohler sei als daheim. — Bertold sah einen Augenblick vom Reißbrett empor — da traf sein Auge seinen Vordermann, einen schmächtigen, hektisch dreinschauenden Menschen, an dessen hohles Hüsteln er sich noch immer nicht gewöhnen konnte. Dem armen Tropf war ein schweres Los gefallen: er hatte geheiratet, vor kaum zwei Jahren, ein bildschönes Geschöpf, die sich

Digitized by Google

als ein schlimmer Gierteufel entpuppt hatte. Der Mann strengte sich weit über seine Kräfte an, ihre Genußsucht zu befriedigen, und dennoch, hieß es, geschah ihr nicht genug; und sie hätte andre neben ihm. — Immer unruhiger rückte Bertold auf seinem Stuhl; er gedachte dieser Beispiele, die er täglich vor Augen hatte, er gedachte seiner Mutter — da ward ihm wie einem, der andre unter der Last schwerer Ketten keuchen sieht und deren Druck schon selbst zu spüren meint. Was wußte er eigentlich von dem Mädchen, das die Sonnwendnacht ihm in die Arme geführt hatte? Nichts als daß sie weiche Glieder hatte und einen küßlichen Mund. Ihre Eltern hatte er nicht gekannt; ihre Geschwister waren Bauern gewöhnlichsten Schlages. Je mehr er sann, desto unebener deuchte ihn der Handel: für flüchtigen Liebesrausch vielleicht mit einem ganzen verelendeten Leben zu zahlen. Und würde sie dadurch glücklich, sie, die Annagret? Wieder hörte er die seufzende Stimme seiner Mutter: „Uneiniger Ehestand brennt schärfer wie die Hölle." Also wurden sie beide elend.

Sein Entschluß war gefaßt. Er schrieb ihr so freundlich und trostreich er vermochte, sicherte ihr und dem Kind alle Hilfe, die seine Mittel zuließen; aber er vermied jedes bindende Wort. Zwei-, dreimal zerriß er den Brief und schrieb ihn neu, bis er ihm einigermaßen recht war.

Noch heute wußte er nicht, was er hätte Rätlicheres tun und schreiben sollen. Und doch: seit er Annagret wiedergesehen, deuchte es ihm das Richtige nicht mehr. Er stellte sich vor, wie viel sie allein hatte leiden müssen; das quälte ihn, und er wäre gern bereit gewesen, es ihr zu vergüten auf alle Weise. Dazwischen kam ihm der Gedanke, daß er ja nun ein Kind habe, etwas Lebendiges, das von ihm abstammte und eigentlich zu ihm gehörte. Noch erschien es ihm neu und wunderlich; aber sehen hätte er den kleinen Kerl wohl mögen. Er war den Kindern freund;

Digitized by Google

sie dauerten ihn, weil er selbst eine freudlose Kindheit gehabt.

Wie scharf die Annagret sich losgesagt hatte von ihm! Es gefiel ihm von ihr, obschon es ihn anderseits verdroß, daß sie ihn nicht mehr mochte. Ganz deutlich hatte sie ihm ins Gesicht gesagt, daß sie ihn nichts mehr angehe — und auch das Kind gehe ihn nichts an!

Damit mußte er sich also bescheiden. —

⊕ ⊕ ⊕

Der Arzt, der Annagret empfohlen, hatte es so eingerichtet, daß sie sich in dem herrschaftlichen Hause vorstellte zu einer Zeit, da er anwesend war.

Sie stand am Bette der jungen Hausfrau, die einen Augenblick das puppenhübsche, etwas gleichgültige Antlitz nach ihr wandte.

„Ja, sie scheint ja ganz brauchbar," meinte sie, zu dem Doktor gewandt, mit heller langsamer Kinderstimme und strich die Spitzen glatt, die vom Ärmel ihres Nachthemdes herabhingen.

Das war rasch erledigt. Desto länger und schärfer gestaltete sich das Verhör, dem Annagret im Salon der alten Gnädigen — so hieß man die Mutter der jungen Frau — unterzogen ward. Die hatte ein schmales energisches Gesicht unter dicken grauweißen Haarpuffen und betrachtete Annagret durch ihre langstielige Lorgnette viel länger und eindringlicher, als der Kreisarzt getan. Dann begann sie zu fragen nach allem und jedem, „grad wie beim Gericht," dachte Annagret, die sich völlig hilflos vorkam. Wer ihre Eltern gewesen, wo sie geboren sei und wann, wie alt ihr eigenes Kind und ob es gesund sei? Die Amme, wiewohl sie nicht aus noch ein wußte, stand ihr Rede, so gut sie konnte; zuletzt fragte die Dame noch nach dem Vater ihres Kindes. Annagret warf den Kopf zurück; rasch durchflog sie der Gedanke, daß

Digitized by Google

sie jetzt eine billige Rache an Bertold üben könnte. Aber nur einen Augenblick.

„Entschuldigen, gnä Frau; aber das geht bloß mich alleinig an," sagte sie fest.

Die Dame starrte sie mit maßlos erstauntem Ausdruck an; dann wandte sie sich an den Arzt, der herübergekommen war. „Wissen Sie, Doktor," sagte sie, „eine richtig verheiratete Frau wäre mir eigentlich schon lieber wie so eine ledige Mutter."

„Eine verhei —" Der Doktor räusperte sich, wie um den Nachsatz zu verschlucken. „Dazu würde der betreffende Gatte sich nur in seltenen Fällen verstehen," bemerkte er.

„Fortwährend reden sie von der Heiligkeit der Ehe und Familie — bis die liebe Selbstsucht in Frage kommt," setzte er innerlich hinzu.

Aber er gab sich die Mühe, der Gnädigen vorzuhalten, daß Annagret alle körperlichen Erfordernisse einer Amme in glänzendem Maße besitze und, wie ihm scheine, auch die nötige Gewissenhaftigkeit. So setzte er es durch, daß Annagret behalten wurde und unter guten Bedingungen. Nur mußte sie noch geloben, daß ihr Anhang, nämlich ihr Kind und dessen Vater, dem Hause keine Unbequemlichkeiten verursache.

Davor sei man sicher! versetzte Annagret kurz und hart.

Der Doktor, als er die Stiegen hinabstieg, fühlte sich ordentlich erschöpft.

„Was solche Leute für Begriffe haben, lieber Gott!" dachte er, während sein Wagen mit ihm davonrollte. Er hatte schon genug dergleichen erlebt.

Im ganzen übrigens stellte Annagret, nachdem sie eine Zeitlang im Hause war, alle Welt zufrieden, sogar die alte Gnädige. „Das Mädchen ist ungewöhnlich bildungsfähig," gestand sie ihr zu. Wirklich bewährte sich, was der Schullehrer daheim ihr als Kind nachgerühmt: daß Annagret einen anschlägigen Kopf besitze. Was der Arzt ihr in bezug auf die Pflege

Digitized by Google

des anvertrauten Säuglings gebot, das befolgte sie nicht nur pünktlich, sondern sie sah es richtig ein und behielt es darum im Gedächtnis. Auch lernte sie rasch der neuen Umgebung gewisse Bräuche der Schicklichkeit und Zierlichkeit ab, von denen sie zuvor nichts gewußt hatte. Am liebsten hielt sie sich zu dem Stubenmädchen, einem bläßlichen klugen Geschöpf, das eigentlich Jungferndienste bei der Herrin versah, nebenher aber Zeitschriften las und Vereine besuchte. Von der ließ sich manches lernen.

Ein paarmal geschah es, daß Bertold Holl geschäftlicher Dinge wegen den Prinzipal in seinem Hause aufsuchte. Ganz zufällig sah Annagret ihn über den Flur schreiten und ward von ihm höflich wie eine Fremde gegrüßt. Dabei erfuhr sie von dem Stubenmädchen, das ihn auch gesehen: die Stenographin des Herrn, eine üppige blonde Schönheit, habe Wohlgefallen an dem Holl und trachte ihn für sich zu gewinnen. Etwas wie Zorn stieg in Annagret empor. Was hat sie zu schaffen mit ihm? Mit dem Vater von meinem Kind? Aber freilich: er ging sie ja nichts mehr an; sie hatte ihm ja aufgesagt!

Dennoch machte sie von da an ein finsteres Gesicht und gab unfreundlichen Bescheid, so oft die Blonde ihr in den Weg kam und sie ansprach. Sie konnte einmal das aufgeputzte Ding nicht leiden.

Über eine Weile teilte das Stubenmädchen ihr vertraulich mit, daß der Herr Holl einen sehr deutlichen Vorstoß der Heiratslustigen äußerst manierlich aber bestimmt abgelehnt habe. Das Stubenmädchen lobte ihn: das sei halt ein Rechter, der nicht wohlfeil zu haben und nicht durch jede glatte Larve zu fangen sei. Nun hätte Annagret sich seiner rühmen können, wenn sie gewollt, aber sie tat es nicht. Er sollte sie nicht für eine eitle Schwätzerin halten.

Kurz danach kehrte sie mit dem anvertrauten Kinde von einem Spaziergang zurück und wollte eben dem Diener läuten, daß er ihr helfe, den Kinderwagen die

Digitized by Google

Treppe hinauftragen. Da kam der Bertold grade hinter ihr her. „Mit Verlaub!“ sagte er, faßte den Wagen also gleich an und trug ihn hinauf.

„Besten Dank!“ sagte sie knapp und rückte dem Kinde, das sie herausgenommen, das Mützchen zurecht.

Er betrachtete sie beide. „Ich kann grüßen von unserm,“ sagte er gedämpft, herantretend.

Annagret ward glühend rot. „Was heißt das?“ stieß sie feindlich hervor.

„Ich hab' ihn gesehen — auf einem Sonntagsausflug. Weil's mir nicht Ruh gelassen hat.“ Er lachte ein wenig verlegen. „Ein Prachtbursch ist's, und trotzdem, mein' ich, sieht er mir gleich.“ Er wollte erzählen, wie der drollige Knirps sich von ihm hatte herzen und beschenken lassen; aber Annagret schnitt ihm das Wort ab.

„Das muß ich der Moidl schon schreiben, daß sie das Kind nicht so einem jeden herzeigt. Mein Kind gehört mir und geht sonst niemand an!“

Der Zorn stieg ihm zu Kopf, daß die Adern an den Schläfen aufschwollen. „So, meinst? Wo du selbst nie zu ihm kommst!“ —

Mehr bekam Annagret nicht zu hören; denn schon flog die Tür des Kinderzimmers hinter ihr ins Schloß.

Was war ihm eingefallen? Sie bebte förmlich vor Entrüstung über sein eigenmächtiges Handeln, und zugleich hätte sie weinen mögen — so bitter benachteiligt kam sie sich vor. Er hatte ihr Kind gesehen, sich seiner gefreut, während sie — nicht einmal ein Bild von ihm hatte sie in Händen, hörte kaum das Nötigste von ihm. Jeden Monat, wenn sie ihren Lohn empfing, schickte sie davon die bedungene Summe an die Moidl und erhielt auf einem schlecht geschriebenen Zettel die Bescheinigung dafür, der ein paar kurze Worte über des Kindes Ergehen beigefügt waren. Ein wenig mehr hätte sie manchmal schon wissen mögen: ob es sehr

Digitized by Google

gewachsen sei, ob es mit den Händen greife und lache? ob es brav sei oder so ein strittiger Fratz, wie ihr Pflegling bisweilen war? Der plagte sie viel, und doch war sie die einzige, die, außer der alten Gnädigen, ihre Schuldigkeit an ihm tat. Die eigene Mutter, obwohl sie seit Monaten hergestellt war und wie eine Rose blühte, fragte ihm wenig nach, kam höchstens einmal des Tages herum, um nach ihm zu sehen. Sie hatte es gar so eilig, ihre Jugend wieder zu genießen, sich zu entschädigen für die Entbehrungen der Zeit vorher. Mit Ärger dachte Annagret daran — da pochte ihr Gewissen und ließ den aufsteigenden Tadel verstummen. Wurde ihr Kind nicht auch von Fremden betreut — freute sich jemand, wenn es wirklich gedieh? Nur daß sie es nicht freiwillig verlassen hatte, sondern aus Not! —

Zu ihm fahren war fast unmöglich. Die Gnädige und gar die Frau Mama, die ließen sie nicht anderthalb Tage fort, um keinen Preis! Einmal — nun schon vor lange — hatte sie es kommen lassen dürfen mit der Moidl, einmal in bald neun Monaten, seit sie von ihm fort war. Und da war es vom Fahren so müde gewesen! Und die Reise hatte soviel Geld gekostet. Aber nächstens, wenn der Kleine hier im Haus anfing, entwöhnt zu werden, dann ging es vielleicht. Es mußte gehen, daß sie hinfuhr! Seit einiger Zeit empfand sie die Sehnsucht nach ihm oft bitter. Und was der Bertold durchsetzte, das gebührte ihr zehnfach, ihr, die sich mit Schmerzen das Kind erkauft hatte.

Ob es dem — dem Vater wirklich so ähnlich wurde?

Gleichviel! Sie wollte ihr Kind sehen! —

⊕ ⊕ ⊕

„Ein Brief für Sie, Fräuln Anna!"

Annagret nahm dem Diener das Schreiben hastig ab. Endlich die Antwort auf den Brief, den sie außer

Digitized by Google

der gewohnten Zeit an die Moidl gerichtet hatte, mit ausführlichen Fragen nach dem Kind! Aber da sie den Umschlag aufriß, fand sich, daß es nicht die Moidl, sondern die Bötin war, die ihr schrieb.

„Libe Annagredl die Moidl sagt wol es ist nicht notwändig daß ich dir schreib aber mir scheint schon, weil der Bub der kleine so Rötel hat und Fiber hat er auch. Ich weiß wol libe Gredl daß du nicht so fortkannst und wegen den Geld für die Reiße muß man auch bedenken aber ich habe gemeint ich wil es dir doch schreiben, damit man hintennach keinen Vorwurf hat. Die Moidl weiß nicht davon und ich bin ein bisl zerkrigt mit ihr indem daß sie so tum ist und hat ihn überal umeinandtragen darum so bleibe ich mit vilen Grüsen für dich libe Annagredl

Kreszenz Moser, Böttin."

So lange die Annagret noch mit dem Entziffern des Briefes zu tun hatte, merkte sie gar nicht, was in den Zeilen stand. Erst als sie fertig war, schoß es ihr plötzlich durch den Sinn: das Kind ist krank! Sehr krank muß es sein — sonst möchte sich die Bötin nicht die Müh nehmen, einen Brief zu schreiben.

Wie ein Schlag vor den Kopf traf es sie.

Das Kind ist krank. Vielleicht zum Sterben. Was, um Gottes willen, hat die Moidl mit ihm angestellt? Ich hab' das Geld doch immer richtig geschickt. — Dabei fiel ihr aufs Herz, daß sie der Ziehmutter vielleicht nicht dringlich genug eingeschärft hatte, auf das Kind zu achten. Das muß sie doch von selbst wissen! Nein, von selbst hatte es die Moidl nicht wissen gekonnt, daß ihr, der Mutter, an dem Kind besonders gelegen sei. Sie hatte denken müssen, das Kleine sei ihr zur Last; es wäre ihr am Ende gar nicht unlieb, wenn —

Ja, war es denn nicht so gewesen? Hatte sie nicht dem Dasein des Kindes gegrollt? Um seines Vaters willen?

Digitized by Google

Ein Schreien tönte von nebenan, quäkendes schrilles Schreien. Annagret fuhr zusammen: sie mußte sich erst besinnen; daß es das fremde Kind war, was da schrie, das Kind zu dessen Wartung und Nahrung sie gemietet war. Sie lief hinein und nahm es auf; aber während sie es herumtrug und beschwichtigte, klang in ihren Ohren das Wimmern nach. Lieber Gott, ob dem Kind daheim wohl jemand beisprang? Ob sie es liegen und schreien ließen in der Fieberhitz? Wie neulich das Herrschaftskind Fieber gehabt, da hatte sie gleich dem Doktor telephonieren müssen, und die alte Gnädige war mit ihr aufgeblieben die halbe Nacht, und nasse Wickel hatten sie dem Kind umgelegt. — Was taten sie daheim mit ihrem Büblein? Stand das nicht im Brief?

Sie legte das Kind, das schwieg und schläfrig blinzelte, in sein Bettchen zurück; mit zittrigen Fingern holte sie den Brief aus ihrer Tasche, las ihn nochmals und nochmals. —

Plötzlich drehte sie sich um und lief in ihre Kammer, an den Schrank. In rasender Eile riß sie heraus, was ihr von Kleidern und Wäschestücken in die Hand kam, dann die große alte Pappschachtel, mit der sie hier angelangt war. In die stopfte sie alles hinein.

Als das Stubenmädchen zufällig heraufkam, die Amme zum Kaffee zu rufen, kehrte sie ganz verstört in die Küche zurück und meldete: mit der Annagret sei es nicht richtig. Die packe all ihr Zeug Hals über Kopf zusammen und habe ihren verwunderten Fragen nichts geantwortet als: sie wolle fort!

Die Annagret will fort! Im Nu wußte es die Köchin, der Diener, der Chauffeur, erfuhr es die alte Gnädige, die soeben den teppichbelegten Vorraum des Hauses betrat.

„Unsinn!“ sagte sie, und schalt einstweilen die sämtlichen Dienstleute tüchtig aus, weil sie die Amme vermutlich aufgeregt hätten. Die Amme dürfe nicht aufgeregt werden; das schade dem Kind! Damit

Digitized by Google

rauschte sie auf das Ammenstübchen zu und stand unversehens vor Annagret, just als diese mit Packen fertig war und eben ihre Jacke anzog.

„Was soll das heißen? Augenblicklich legen Sie die Sachen zurück!“ — Annagret sah sie verstört an.

„Ich muß fort, gnä' Frau, gleich! Mein Kind ist krank zu Haus.“

„Ach, Ihr Kind!“ Die Gnädige machte eine ungeduldige Bewegung. „Die Leute, die es bisher versorgt haben, werden es jetzt auch versorgen. Vielleicht ist es nur eine Kleinigkeit und geht in ein paar Tagen vorüber. Das warten Sie gefälligst ruhig ab.“

„Ich wart' nicht, gnä Frau.“ Annagret war nun völlig gerüstet; mit ihrer Pappschachtel in der Hand stand sie stark und aufrecht da.

„Ich hab' viel zu lang gewartet. Jetzt laßt's mir keine Ruh', bis ich seh', wie's meinem Buberl geht.“

Sie drängte an der Dame vorbei, hinaus auf die Diele, wo die übrigen Dienstboten neugierige Köpfe zusammensteckten. Aber die alte Gnädige hielt sie beim Arm.

„Sind Sie bei Verstand? Was sollen wir denn inzwischen anfangen — soll mein Enkelchen hungern? Sie haben kein Recht, ohne Kündigung fortzulaufen, außer der gesetzlichen Zeit; Sie dürfen nicht fort, ehe wir Ersatz haben.“

Annagret schwankte. Pflichtbewußtsein — Angst vor Gesetz und Strafe kämpften in ihr, aber nur einen Augenblick: dann riß sie sich los. „Mir ist alles gleich; ich muß zu meinem Kind! Um ein fremdes soll ich schauen und mich sorgen, derweil mein eigenes ohne mich verdirbt? Lang genug bin ich ihm nicht Mutter gewesen; jetzt will ich zu meinem Kind.“

„Sie bleiben! — Sie sollen bekommen, was Sie wollen!“ keuchte die Gnädige; aber Annagret hörte nicht darauf. Sie sah auch nicht, daß während des Streites ein Mann in den Hausflur getreten und ebenso betroffen stehen geblieben war wie die übrigen.

Digitized by Google

Erst als sie an ihm vorüber der Tür zueilte und ihn förmlich zur Seite schieben mußte, gewahrte sie ihn. Es war der Bertold.

⊕ ⊕ ⊕

Weite Felder, ziehende Wolken, entlaubte Bäume sausten im Fluge vorbei — sonnbeglänzte Dörfer und Kirchtürme dazwischen. So schnell es ging, deuchten Annagret die sechs Stunden der Bahnfahrt doch eine Ewigkeit. Durch das einförmige Ratatata der Räder, das Brausen und Pfeifen der Maschine meinte sie beständig etwas zu hören: ein dünnes, wimmerndes Kinderstimmchen. Es konnte nicht sein — und sie hörte es doch und wand die Hände im Schoße krampfhaft zusammen. Und wenn sie die Augen schloß, stand ein Bild vor ihr: das stille Wachsgesichtlein ihres ersten Pfleglings und der trostlose Jammerblick seiner Mutter. Nicht, nicht — nur das nicht! Nur recht schnell, ach Gott, recht schnell! Damit es noch Zeit ist! — Wie Erlösung war es ihr, als der Zug endlich an der kleinen Station hielt und sie aussteigen konnte.

Im hastigen Schreiten kam es ihr einmal zum Bewußtsein, daß der Mann, den sie vorhin, bei ihrem erzwungenen Fortgehen, fast über den Haufen gerannt, der Bertold gewesen war. Und daß er ihr nachgesehen hatte wie gebannt. — Aber gleich wieder ging der Gedanke unter in der Angst um sein und ihr Kind. Sie ließ sich nicht Zeit zu rasten, ob es auch steil bergan ging — sie atmete nur mit unwillkürlichem Wohlgefühl die stärkere reinere Luft. Die mußte dem Büblein gut tun, gewiß! Aber es spürte sie ja nicht: es lag im Bett. O, die Angst — da war sie wieder! Jetzt kam die Kirche, die Häuser — da das Haus der Moidl: Annagrets Kniee zitterten — sie mußte sich festhalten am Türpfosten, während sie klopfte. —

„Jesus nein!“ schrie die öffnende Moidl und schlug die Hände zusammen. Aber schon war Annagret drinnen in der Stube, hatte Schirm und Pack

Digitized by Google

auf den Boden geworfen, war hingekniet neben dem Bett, daraus ein kleines welkes Gesichtlein hervorsah.

Nein, Gott sei Dank: es lebte noch! Sie kam nicht zu spät! —

⊕ ⊕ ⊕

Das Kleine war schwer krank; das sah sie sogleich. Dazu lag es unter einem Berg von Kissen; und die Luft in der niedrigen Stube war zum Schneiden dick und dumpfig. Annagret stieß ein oberes Fenster auf.

„Was tust denn?" kreischte die Moidl. „Er verkühlt sich ja, wo er so arge Hitz hat!" — Vor dem Blick, mit dem Annagret sie ansah, verstummte sie.

„Hast den Doktor bei ihm gehabt?"

„Ah was net gar! mit so einem kleinen Kind kennt man sich doch alleinig aus."

Annagret riß ihr Kind empor, um es besser zu betten, reinlich und weich. Ihr ekelte vor dem Schmutz, vor der Unordnung, in der ihr armes Bubeli gesteckt; sie war dergleichen nicht mehr gewöhnt. Aber sie nahm sich nicht Zeit, die nachlässige Ziehmutter deshalb zu schelten: ihr ganzes Denken galt dem Kind.

Sie drückte es an sich, sie gab ihm alle die kosenden Namen, die sie drin in der Stadt gelernt. „Du mein Herzensschatzi, mein goldenes Bubi, hat dich die böse Mammi im Stich gelassen? Schau, jetzt ist sie ja da und geht nimmer fort, gewiß nimmer." Die Tränen quollen ihr auf, da sie des Kindes seidige Blondhärchen streichelte — wie waren die lieb! Überhaupt, wie war es groß und hübsch, trotz seines Krankseins, trotz seiner Vernachlässigung! Es deuchte ihr viel schöner als das, was sie bisher an der Brust gehabt. Und es wehrte sich nicht gegen die fremd gewordene Frau, sondern duldete ihre Umschlingung und lehnte sein fieberglühendes Köpfchen an ihre Brust. Aber es wimmerte dabei fortwährend, und Annagret meinte unter dem Wimmern noch etwas zu hören: einen

Digitized by Google

leisen pfeifenden Ton. Wie ihr das alles ins Herz schnitt!

Es klopfte draußen. Die Bötin war es, die hochbepackt von ihrem täglichen Gang zurückkehrte und die Hände zusammenschlug, als sie Annagret erblickte. „Ja, bist du da! Gelt, war's doch gut, daß ich dir geschrieben hab'?" — Annagret dankte ihr und bat, daß die Bötin ihr den Kreisarzt verschaffe. Die Alte verhieß es fest: in aller Frühe wolle sie um ihn gehen; jetzt sei es schon gar spät. Eben fahre drunten der letzte Zug ein. Und gar so viel Angst sei auch nicht nötig; bei guter Wartung mache ein jedes die gewöhnlichen Kinderkrankheiten leicht durch. —

Annagret saß wieder allein an ihres Kindes Bett und machte ihm kühlende Überschläge, wozu die Moidl ihr maulend das Nötige hatte herbeiholen müssen. Leise sang sie ihm allerhand Wiegenlieder, um es zu beschwichtigen — da wurde wieder gepocht. Sie hörte die Moidl hinausschlurfen und einem fremden Mann — so schien es — Red und Antwort stehen. Bevor sie die Stimme erkannt, trat der Mann, von der Moidl gefolgt, herein und schritt gerade auf das Bettchen zu. „Guten Abend, Annagret," sagte er gedämpft.

Annagret fuhr zusammen — sie wollte sich aufbäumen und ihn wegweisen; da fiel ihr ein, daß sie gerade ihn nicht rechtlos machen dürfte an ihres Kindes Bett. „Geh weg von ihm! Was er hat, ist erblich," sagte sie schroff.

Statt aller Erwiderung sah er sie groß an und beugte sich tief auf das Büblein herab. „Wie es glüht!" sagte er halblaut. Weiter sprach er nichts, schon der Moidl wegen, die mit neugierig gespitzten Ohren ab und zu ging. Endlich ergriff die ihrerseits das Wort und meinte unwirsch: es sei Bettzeit jetzt; auf dem Kanapee könne nur eines schlafen und ihr Bett brauche sie selbst.

„Für mich langt ein Holzstuhl," war des Mannes Antwort; zugleich zog er sich einen solchen neben das

Digitized by Google

Bettchen und ließ sich darauf nieder. Die Annagret saß steif da, ohne Reden noch Deuten; da entschloß sich die Moidl zum Verlassen der Stube, nachdem sie Annagret noch eingeschärft, auf die Lampe acht zu haben. Aus der Kammer nebenan hörte man eine Weile ihr Herumkramen; dann ward es still.

In der dämmerigen Stube hielten die zwei miteinander schweigende Wacht. Bis der Morgen weißlich hereinzuscheinen begann; da ward das Kind ein wenig ruhiger und schien zu schlummern. Annagrets Haupt sank müde auf die Brust — plötzlich fuhr sie empor; denn der Bertold war näher gerückt und hatte ihre Schulter berührt.

„Annagret! Geh, hör mich an!" Er sprach leise und mit Anstrengung. „Du hältst mich für herzkalt und grundschlecht, weil mir dazumal Angst war, die Verliebtheit von zwei Wochen möcht' für ein ganzes langes Leben nicht reichen. Damals hab' ich dich nicht gekannt, wahrhaftig nicht; heut aber kenn' ich dich und hab' Respekt vor dir."

Sie blieb stumm; nur die Falte zwischen ihren Brauen grub sich tiefer.

„Der Respekt ist schon angegangen, wie du mich hast abfahren lassen beim ersten Wiedersehen und hernach, wie du geschwiegen hast von dir und mir gegen alle Welt. Aber dann, wo du ihnen alles hingeworfen hast, dem Kinde zulieb, unserem Kind, da hab' ich's gewußt: das ist eine, fest wie Stahl und echt wie Gold! Nun bekenn' ich mich zu ihr wie sie sich zum Kind! hab' ich gedacht, bin zum Herrn Chef hinein und hab' ihm die Wahrheit gesagt, hab' Urlaub erbeten und erhalten. Er hat dich gelobt und brav geheißen, der Chef — und mir hat er gesagt, daß ich vom nächsten Ersten an in eine besser bezahlte Stellung aufrücken soll. So daß, wenn unser Kind gesund wird —"

Sie unterbrach ihn. Ihre Worte fielen hart und fest wie Hammerschlag.

„Wenn's Kind gesund wird, verlang' ich mir auf

Digitized by Google

der Welt nichts weiter und getrau' mich, allein zu sorgen dafür. Du hast vielleicht gemeint, ich soll dir danken und mit beiden Händen zugreifen; das tu' ich nicht. Früher, sagst du, hast du mich nicht gekannt; jetzt kenn' ich dich nicht. Was weiß ich von dir, als daß du tüchtig bist im Geschäft und daß ich dir jetzt auf einmal gut genug bin, nachdem — Behalt du, was dein ist! Ich behalt' mein Kind und bleib' allein!"

„Annagret! Bedenk, was du sagst!"

„Ich hab's bedacht und sag' nein — ein für allemal."

Der Bertold war aufgestanden; die Hand, mit der er die Lehne des Stuhls umspannt hielt, zitterte.

„Es ist recht," sagte er heiser. „Ich hab' gehofft, du nimmst mich zum Mann, wär's nur wegen dem Buberl. Aber du kannst mir nicht verzeihen — so muß mir's auch recht sein. Ich bitt' dich kein zweites Mal."

Von da ab redeten sie nichts mehr miteinander. Annagret saß am Bett ihres Kindes, den Blick unverrückt auf sein Gesichtchen geheftet. Etwas abseits im Winkel lehnte der Bertold; aber auch er verwandte kein Auge von der Mutter und dem Kind.

Endlich erschien, von der treuen Botin besandt, der Kreisarzt.

Er stutzte, da er den fremden Mann am Bettchen erblickte; aber der Bertold klärte ihn alsbald über seine Anwesenheit auf. „Ich bin der Vater vom Buberl," sagte er knapp und fest.

Wie der Arzt sich auf das Kind beugte, erschrak er. Annagret sah es, und ihr war, als höre ihr Herz zu schlagen auf. Sie gewahrte, wie sein Blick unwillkürlich den Bertold suchte — ungestüm drängte sie sich zwischen beide Männer. „Was ist's mit dem Kind?" stieß sie hervor.

Ihr übermüdeter Kopf faßte nicht gleich, was der Arzt in schonenden Wendungen vorbrachte. Was für eine fremde Krankheit nannte er, die hinzugetreten sei, die ihrem Kind im Halse saß und es würgte? Viel-

Digitized by Google

leicht hatte sie schon davon gehört — aber der Doktor sagte doch selbst: bei so kleinen Kindern komme sie minder oft vor. Warum dann bei ihrem? — „Es kommt doch durch — gelten Sie: es kommt durch?“ flehte sie zitternd.

„Ja, hoffentlich. Aber dazu muß ich einen operativen Eingriff machen.“

Das verstand sie nicht. Da setzte er ihr auseinander, daß, wenn man ihn früher geholt hätte, ein Mittel zum Einspritzen gewesen wäre, das hätte gewiß genutzt. Jetzt gäbe es keine bessere Hilfe, als dem Kleinen einen Schnitt in die Kehle machen, daß es nicht erstickte.

„Ist das — das Schneiden mein' ich — ganz ungefährlich?“

„Natürlich nicht. Aber es geht fast immer gut aus und ist die einzige Rettung in solchem Fall.“

Ihr Aufschrei unterbrach ihn. „Ich laß mein Kind nicht schneiden, ich laß ihm nichts geschehen. Um keinen Preis!“

Sein Zureden verhallt wirkungslos. Sie hört ihn nicht, sie sieht nur die Marter für ihr Kind, die Marter, die vielleicht doch zum Tode führt. „Wenn es stirbt, sterb' ich mit ihm. Vorher noch quälen laß ich's nicht.“ Da plötzlich steht der Bertold neben ihr.

„Das ist Unverstand,“ sagt er scharf. „Wenn der Herr Doktor so meint und es verantworten will, hast du dich zu fügen.“ Wild fährt sie nach ihm herum.

„Red'st du auch drein! Du, der schuld ist, daß ich mein Kindl hab' verlassen müssen, ihm nicht die Mutter gewesen bin. Dich geht es nichts an, was geschieht mit ihm — verstehst?“

„Doch geht es mich an,“ begehrt er auf. „Ich bin sein Vater und leid' nicht, daß es zugrund geht an deinem Eigensinn.“

Der Kreisarzt legt sich ins Mittel. „Es tut mir leid, aber das Entscheidungsrecht steht in diesem Fall

Digitized by Google

einzig der Mutter zu. Wenn sie sich dem, was notwendig ist, widersetzen will, haben Sie und ich nicht die Macht, sie zu zwingen." Nochmals wendete er sich zu Annagret: „Sie wollen wirklich nicht?"

Ein heftiges Kopfschütteln war ihre Antwort. Der Bertold war sehr blaß geworden und biß unter dem Schnurrbart die Lippen hart aufeinander; doch sprach er nichts mehr. Mit kurzem Gruß entfernte sich der Arzt; noch im Gehen warf er auf das Bettchen einen bedauernden Blick, so wie man von einem verlorenen Posten Abschied nimmt.

Es war totenstill in der Stube. Nichts zu hören als die rauhen röchelnden Atemzüge des kleinen Kranken. Die Moidl hatte sich davongeschlichen: vor allem, was mit Sterben und Tod zusammenhing, hegte sie eine abergläubische Angst. Annagret lag neben dem Bettchen auf den Knieen; ihre Finger glitten über des Kindes heiße Händchen und Wangen. „Du gehst nicht fort, gelt nein, du läßt deine arme Mammi nicht allein, sie hat ja nichts wie dich," bettelte sie. Der Bertold, der am Fenster gestanden, wandte sich um.

„Eine ganz eigene Mutterlieb', die du hast!" Seine Stimme bebte vor Bitterkeit. „Einesteils am Kind hängen wie mit Klammern, und trotzdem es ohne Rettung verderben lassen! Jawohl, ich weiß: mich geht's nicht an; ihr geht mich beide nichts an! Weil du allein gewesen bist in der Not und hast dein Kind zur Welt bringen müssen ohne mich, deshalb muß ich jetzt zusehen, wie's Kind zugrund geht an deiner Unvernunft. Kann sein, ich verdien's — aber daß dir's Buberl nicht leid tut!"

Sie schwieg. Sie duckte sich unter seinen Worten zusammen wie unter Schlägen; dann kroch sie auf ihren Schemel zurück und begann zu beten, alles was ihr in den Sinn kam. Aber es half nicht: immer während der halblaut gestammelten Bitten tauchte das Bild des toten Lisbethleins vor ihr auf. — Warum soll

Digitized by Google

ich Gnade finden, wenn die andre, die arme Frau, keine gefunden hat?!

Sie rückt den Schemel dicht ans Bett, legt ihr Antlitz dicht neben das des Kindes auf das Kissen, stumpf und ergeben wie ein Schlachttier. Der Mann steht und betrachtet beide; er hört, wie das Rasseln in der kleinen Kehle immer qualvoller wird, sieht, wie das Gesichtchen des Kindes eine bläuliche Färbung annimmt. Ein Zucken rinnt durch seinen Körper — eine rasche Bewegung —

Annagret schreckt empor. Was tut der Bertold? Aus dem Bettchen nimmt er das Kind, wickelt es fest in die Decke, eilt mit ihm zur Tür —

Sie wirft sich ihm in den Weg. „Was machst du? Wohin willst du mit ihm?"

„Zum Doktor! Daß es gerettet wird!"

„Ich leid's nicht!" kreischt sie auf. Ihre Finger krallen sich in seinen Arm — er stößt sie zurück. „Wenn du mich hindern willst — weiß Gott, ich schlag' dich nieder!"

Er ist der Stärkere. Das weiß Annagret noch von früher — von dazumal! Sie klammert sich an ihn, läßt sich fortschleifen bis hinaus vor die Tür — da schleudert er sie so heftig zurück, daß sie taumelnd auf der Schwelle zusammenfällt.

Sie versucht, sich aufzuraffen, ihm nachzurennen — aber sie hat die Kraft nicht mehr. Wie damals, als sie das Kind geboren, bleibt sie wimmernd und hilflos liegen.

⊕ ⊕ ⊕

Mehrere Stunden waren verstrichen, die Sterne standen schon am Himmel — da kam der Bertold wieder geschritten mit seiner Last. Er schritt aufrechten Hauptes daher, auf Annagret zu, die noch immer vor der Tür hockte. Sie war zu erschöpft, um ihn zu verfluchen — wirren Blickes stierte sie ihm entgegen.

„Alles gut," sagte er gedämpft. „Es lebt."

Digitized by Google

Ein schluchzender Ton kam aus ihrer Kehle — sie haschte nach dem Händchen, das aus der schützenden Hülle hervorsah. Das Händchen war warm.

Der Bertold trug sein Kind in die Stube und bettete es behutsam in die Kissen. Die Annagret, stumm und willig, half ihm dabei. Einen Augenblick schauderte sie, als sie aus dem Hälschen des Kleinen ein fremdes Ding herausstehen sah. „Das muß er vorerst haben," sagte Bertold, „damit er sich leichter schnauft." Er zog sich einen Stuhl neben das Bettchen: „Ich kann schon wachen," sagte er, „hab's bei der Mutter selig gelernt. Du aber sollst ein bißl schlafen; leg dich dort aufs Kanapee!"

Er sprach so mild, als wolle er ihr seine vorige Härte vergüten; da ließ sie sich überreden, denn seit sechsunddreißig Stunden hatte sie keinen Augenblick Ruhe genossen. Einmal noch fuhr sie auf: als die Moidl herein und in die nebenliegende Kammer schlich. Aber bald war sie wieder entschlummert.

Mit dem Morgengrauen kam der Kreisarzt, nach dem kleinen Operierten zu schauen. Er grüßte Annagret freundlich und nickte Bertold zu, erleichtert nach gemeinsam getragener ernster Verantwortung.

„Gut steht's," sagte er. „Jetzt, denk' ich, wird er durchkommen, der kleine Mann."

Da brach die stämmige Annagret in eine Flut von Tränen aus. Aber die Tränen taten so wohl.

⊕ ⊕ ⊕

Seitdem war eine Woche verstrichen.

„Sie müssen ins Freie gehen," hatte der Doktor gesagt, „sonst werden Sie selbst krank." Annagret war folgsam und schritt etwas müde den Wiesenpfad, auf dem sie ehemals fort von daheim gewandert war. Er führte sie wieder zu dem kleinen Marienbild, das einsam inmitten der Öde aufragte — mit gefalteten Händen stand sie davor. „Du hast ihn mir gelassen, und ich hab's nicht verdient; aber ich verdien's schon noch,

Digitized by Google

gib acht!" — Sie erschien sich der schmerzhaften Mutter viel näher, seit sie selbst eine schmerzhafte Mutter geworden war.

Aber die Unruhe nach dem Kind trieb sie zurück; sie wandte sich heim zu. Da sah sie aus dem Hause der Moidl den Bertold sich entgegenkommen.

„Der Herr Doktor war da. In ein paar Tagen, meint er, kann der Bubi aufstehen." Annagret ward freudenrot.

„Das dank' ich schon dir," brachte sie schämig heraus. „Weil du soviel gescheiter warst als ich." Sie griff nach seiner Hand in plötzlicher Dankesbewegung; er entzog sie ihr rasch.

„Heut abend muß ich fort," sagte er unvermittelt.

Sie erschrak, mehr als sie sich eingestehen wollte. „Das wird dem Bubi arg sein — er ist dich so gewöhnt worden." — „Ich ihn auch," versetzte der Bertold.

Sie schwiegen beide. Stumm gingen sie miteinander durch die noch kahlen Felder; denn es war Februar und Wintersonnwende lang vorüber.

Da blieb der Bertold stehen und breitete langsam die Arme weit aus.

„Annagret!" — Eine letzte dringliche Frage lag in seinem Ton. Zur Antwort trat Annagret ihm näher und schmiegte sich vertrauend in seine Umschlingung hinein.

Er beugte sich nieder und küßte sie, nicht heiß und durstig wie einst, sondern mit der festen Innigkeit, die ein Gelöbnis umschließt.

Annagret erwiderte den Kuß. „Komm," sagte sie dann, „wir wollen zum Buberl gehen!"

Ende

Digitized by Google

Digitized by Google

Lebensbücher

aus dem Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart:

Ralph Waldo Trine

in einzig berechtigter Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb

In Harmonie mit dem Unendlichen. 50. Tausend
Elegant in Leinwand geb. M. 3.50

Was alle Welt sucht. Elegant in Leinwand geb. M. 3.50

Der Geist in dir sei dein Berater. Eleg. in Leinw. geb. M. 3.50

Das Größte, was wir kennen. Elegant kartoniert M 1.—

Charakterbildung durch Gedankenkräfte.
Elegant kartoniert M. 1.—

Auf dem Wege zur Wahrheit. Elegant kartoniert M. 1.—

Orison Swett Marden

in einzig berechtigter Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb

Die Wunder des rechten Denkens.
Elegant in Leinwand geb. M. 3.50

Selbstsucht und Selbstzucht. Eleg. in Leinw. geb. M. 3.50

Wer sich viel zutraut, der wird viel leisten!
Elegant in Leinwand geb. M. 3.50

Kraft, Gesundheit und Wohlstand.
Elegant in Leinwand geb. M. 3.50

Die Macht des Gedankens. Eleg. in Leinw. geb. M. 3.50

Was du tust, das tue recht! Elegant kartoniert M. 1.—

Wege zur Höhe. Von Sheldon Leavitt
Elegant in Leinwand geb. M. 3.50

Leben und Religion. Von Max Müller
Eleg. in Leinw. geb. M. 4.—; in Leder mit Goldschnitt M. 6.—

Wir Christen von heute. Von Dr. Gustav Beißwänger
Elegant in Leinwand geb. M. 3.50

Wer ist gebildet? Von G. W. Zimmerli
Elegant in Leinwand geb. M. 3.50

Digitized by Google

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Die Elektrizität
und ihre Anwendungen

Von Dr. L. Graetz,

Professor an der Universität München

:: Mit 667 Abbildungen ::

16. Auflage (67.—76. Tausend)

Preis elegant gebunden 9 Mark

Professor Dr. Kübler-Dresden

schreibt über das Buch in „Berg- und Hüttenmännische Zeitung“:

„Wenn mich jemand fragte, welches Buch ich ihm für müheloſe, d. h. leichtverſtändliche Einführung in das weite Gebiet der phyſikaliſchen Grundlagen der Elektrotechnik, das iſt der Anwendungen der Elektrizität, empfehlen könnte, ſo würde ich, ohne mich einen Augenblick zu beſinnen, aus vollſter Überzeugung ſagen: Den Graetz.

Es gibt nur einen ‚Graetz‘, es gibt auf dem Gebiete nichts Beſſeres und es dürfte auch nicht ganz leicht ſein, etwas Beſſeres zu ſchaffen . . .“

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Digitized by Google

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Kurzer Abriß der Elektrizität

Von **Dr. L. Graetz,**

Professor an der Universität München

:: Mit 173 Abbildungen ::

Siebente vermehrte Auflage. 31.–35. Tausend

Preis elegant gebunden 3 Mark 50 Pf.

Dinglers polytechnisches Journal, Stuttgart.

Unterstützt von zahlreichen guten Abbildungen und einer allen Anforderungen Rechnung tragenden Ausstattung, ist dieses Werk als einer der besten Beiträge auf dem Gebiete der populären elektrotechnischen Literatur zu bezeichnen.

A. P.

Zeitschrift für Elektrochemie.

Graetz ist einer der erfolgreichsten Schriftsteller auf dem Gebiete der elementaren Darstellung über Elektrizität. Ref. kennt kein besseres Buch für den ersten Anfang elektrischer Studien. Der Anfänger, der begonnen hat, es zu lesen, wird es auch durchlesen.

H. D.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Praktisches Hausbuch

Das Hauswesen

nach seinem ganzen Umfange dargestellt in Briefen an eine Freundin

mit Beigabe eines vollständigen Kochbuches

von

Marie Susanne Kübler

Sechzehnte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Pauline Klaiber

Mit zahlreichen Abbildungen

Preis in Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pf.

Johannes Scherr sagt von diesem Buche in der „Gartenlaube“: „Tausenden und wieder Tausenden von jungen Mädchen, jungen Frauen und jungen Müttern ist die Verfasserin dadurch eine Lehrerin und Führerin, geradezu eine Wohltäterin geworden, und gar mancher junge Ehemann hatte, ohne es zu wissen, vollauf Ursache, der ‚Marie Susanne Kübler‘ dankbar zu sein.“

Kein anderes Werk bietet einen so reichen Inhalt zu so billigem Preis

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Digitized by Google

Fünfundzwanzigster Jahrgang

1. **Ein Echo.** Von Ida Boy-Ed.
2. **Ein Dieb in der Nacht.** Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.
3. **Lebensfrühe. — Verloren' Land.** Zwei Erzählungen von Margarete von Gerzen.
6. **Das spanische Halsband.** Von S. M. Croker. Aus dem Englischen.
7. **Dornröschen.** Von Georg Wasner.
8. **Der Mann auf dem Bock.** Von Harold Mac Grath. Aus dem Englischen.
10. **Erlachhof.** Von Ossip Schubin.
11. **Aus Sturm und Not.** Von Jérome und Jean Tharaud. Aus d. Französischen.
12. **Fanny Lambert.** Von Henry de Vere Stacpoole. Aus dem Englischen.
14. **Der Emigrant.** Von Paul Bourget. Aus dem Französischen.
15. **Der Bibelhase.** Von Ernst von Wolzogen.
16. **Die Herberge zum Silbernen Mond.** Von Hermann Knickerbocker Vielé. Aus dem Englischen.
17. 18. **Die Hoermanns.** Von Carl Busse.
19. **Die Leuchter des Kaisers.** Von Baroneß Orczy. Aus dem Englischen. (Zu Österreich verboten.)
20. **Herz und Handwerk.** Von Paul Bourget. Aus dem Französischen.
21. 22. **Charlotta.** Von William J. Locke. Aus dem Englischen.
23. **Prinzgemahl.** Von Paul Oskar Höcker.
24. **Jenseits der Wirbel.** Von Elinor Glyn. Aus dem Englischen.
25. 26. **Vater.** Von Georg Wasner.

Sechsundzwanzigster Jahrgang

1. 2. **Der rote Kurs.** Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
3. **Der alte Timm und seine Nachbarn.** Von Marie Diers.
4. **Hugo.** Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.
6. **Armer Henner ...** Von Richard Skowronnek.
7. **Der unreine Geist.** Von Semène Zemlak. Aus dem Französischen.
9. **Naturgewalten.** Von Helene Raff.
10. **Die jüngste Miß Mowbray.** Von S. M. Croker. Aus dem Englischen.
11. **Liebe Mädchen.** Von Käthe Sturmfels. Drei Novellen.
13. **Meeresgold.** Von George Bronson-Howard. Aus dem Englischen.
14. **Eva, wo bist du?** Von Fedor von Zobeltitz.
15. **Was sich in dem Gasthaus begab.** Von Kate Douglas Wiggin u. a. Aus dem Englischen.
16. **Das goldene Schiff.** Von Paul Oskar Höcker.
17. 18. **Daphne.** Die Geschichte einer modernen Ehe. Von Mrs. Humphry Ward. Aus dem Englischen.
19. **Gräfin Polly.** Von Palle Rosenkrantz. Aus dem Dänischen.
20. **Romeo und Julia im Albanergebirge.** Von Richard Voß.
21. 22. **Eine Energiekur.** Von Daniel Lesueur. Aus dem Französischen.
23. **Das Hohelied des Lebens.** Von A. von Klinckowstroem.
24. **Montana.** Von Wm. Wallace Cook. Aus dem Englischen.
25. 26. **Lena Küppers.** Von Carl Busse.

Siebenundzwanzigster Jahrgang

1. **Die Faust des Riesen.** Von Rudolph Stratz.
3. **Das Paradies der Erde.** Von Ada von Gersdorff.
4. **Onkel William.** Von Jennette Lee. Aus dem Englischen.
5. 6. **Der Kampf um den Mann.** Von Carry Brachvogel.
7. **Der meergrüne Wandschirm.** Von Edgar Franklin. Aus dem Englischen.
8. **Hoch den großen Mauern.** Von Katharina Zitelmann.
9. 10. **Entgleist.** Von S. M. Croker. Aus dem Englischen.
11. **Die Kleine.** Von André Lichtenberger. Aus dem Französischen.
12. **Paul Decks Gefangennahme.** Von M. Mc Donnell Bodkin. Aus d. Englischen.
13. 14. **Schweigen im Walde.** Von Richard Skowronnek.
15. **Das Gespenst.** Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.
16. **Lichterfelderstraße Nr. 1.** Von Hanns von Zobeltitz.
17. 18. **Die Primadonna.** Von F. Marion Crawford. Aus dem Englischen.
19. **Angst und Emma** und andere Geschichten. Von Georg Hirschfeld.
20. **Übertrumpft.** Von Samuel M. Gardenhire. Aus dem Englischen.
21. 22. **Lebende Bilder.** Von Paul Oskar Höcker.
23. **Fatme.** Von Börge Janssen. Aus dem Dänischen.
24. **Die Geschichte einer wandernden Liebe.** Von Marie Diers.
25. 26. **Mein Freund der Chauffeur.** Von C. N. und A. M. Williamson. Aus dem Englischen.

Fortsetzung siehe 4. Seite des Umschlags.

Digitized by Google

Achtundzwanzigster Jahrgang

1. 2. **Hardy von Arndergs Leidensgang. Von Ida Boy-Ed.**

3. **Der Fall von Millbank. Von G. D. Eldridge. Aus dem Englischen.**

4. **Kismet. Von Severin Liebtein. Aus dem Norwegischen.**

5. 6. **Die schöne Melusine. Von Victor v. Kohlenegg.**

7. **Die Schatzinsel. Von L. J. Vance. Aus dem Englischen.**

Die Lektüre dieses brillant geschriebenen Abenteuerromans, der sich durch eine atemlos spannende, von prächtigen Naturschilderungen umrahmte Handlung auszeichnet, wird jedem einige unterhaltende und erfrischende Stunden bereiten. Die phantasievolle Erzählung spielt an den Ufern des Golfes von Mexiko.

8. **Komödianten. Von Carry Brachvogel.**

„Wir alle brauchen ein wenig Komödiantentum, ein bißchen Spiel vor uns und mit uns, um die Nüchternheiten des Daseins zu ertragen und die Erlebnisse zum Begebnis zu steigern." Dieser Gedanke ist das Leitmotiv des vorliegenden Bandes, in dem die Verfasserin ihrer überlegenen Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe in einer überaus fesselnden, durch köstliche Satire belebten Darstellung Ausdruck verleiht.

9. 10. **Die stolze Katharina. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen.**

Besonders die Nebenfiguren sind es, die in diesem schicksalsschweren Roman eines jungen Mädchens durch ihre überraschend lebenswahre Zeichnung von neuem die unerschöpfliche Fülle von Mrs. Crokers Erfindung, ihre tiefe Kenntnis von Land und Leuten und ihren echt anglikanischen Humor in strahlendem Licht erscheinen lassen.

11. **Die verschwundene Frau. Von Max Dürr.**

Eine originelle Erzählung voll drolligster Verwicklungen, bei aller Harmlosigkeit von Anfang bis zu Ende spannend geschrieben und außerordentlich unterhaltend. Mit gutmütiger Satire wird die gestrenge Obrigkeit eines kleinen Städtchens verspottet, die sich in der Entdeckung und Verfolgung eines vermeintlichen Mords einen köstlichen Schwabenstreich leistet.

12. **Das gastliche Haus. Von J. W. Tompkins. Aus dem Englischen.**

Der Widerspenstigen Zähmung — so könnte man das Thema dieses allerliebsten Romans nennen, der sich in dem Hause eines Nervenarztes abspielt und durch einen unerschöpflichen, von warmer Menschenliebe durchleuchteten Humor auszeichnet.

13. 14. **Der gemordete Wald. Von Fedor von Zobeltitz.**

Ein ungewöhnlich spannender Bauernroman aus der Mark, der die knorrige Eigenart jenes vielverkannten Menschenschlags mit starker Gestaltungskraft und einem Reichtum an feinen Zügen schildert. Fedor von Zobeltitz gibt hier wahre Heimatkunst — der Roman besitzt dauernden kulturgeschichtlichen Wert.

15. **Ein Gemeindekind. Von T. Combe. Aus dem Französischen.**

Voll lebhafter Anteilnahme und Spannung leben wir die erschütternde Jugend dieses Gemeindekindes mit und genießen dabei in vollen Zügen die tiefe Seelenkenntnis, warme Mi… und krafterfüllte Sprache des Autors.

16. **Postings Ehre. Von Marianne …**

Humor und Ernst kommen in dies… fesselnden Liebes- und Familienroma… Hintergrund der gewandt verwerte… burgische Verfassungskonflikt bildet, … Maße zu ihrem Recht, und der nic… rade, aber stets sichere Flug des „Vo…chens" zu seinem heiß ersehnten Ziele ist …gegen gut der Natur abgelauscht.

17. 18. **Raffles als Richter. Von E. … nung. Aus dem Englischen.**

Die großzügen Abenteuer des famose… man-Bannerg, den unsere Leser sch… schwarze Maske" und „Ein Einbrecher …sen" kennen gelernt haben, nehmen … Fortgang, wobei sich zeigt, daß die no… Seele des Helden bei aller Verruchth… einige tröstliche Lichtpunkte aufweist, d… angetan sein werden, die große Zahl … bedingten Verehrer zu vermehren.

19. **Cenzi von der Blauen Genzian… Richard Voß.**

Brausend, klar und hart webt Ri… durch diese erschütternde Geschichte ein… vernichtenden Leidenschaft und eines … windenden Liebestods, in vollen Akko… nur Voß sie zu greifen versteht.

20. **Leslie und ihre Verehrer. Bo… Warner. Aus dem Englischen.**

Mit ganz köstlichem Humor und Witz … die Erlebnisse einer jungen amerikanische… in englischer, amerikanischer und deut… sellschaft geschildert, und das bunte Bi… internationalen Verehrer Leslies wie de… stand ihrer Huldigungen werden sicher vi… keit erregen.

21. 22. **Der Roman einer Hofdame. Bo… Freifrau von Gagern-Kospoth. Gräfin Fau).**

Dieser anmutig indiskrete Roman der e… wandten wie lügen und sachverständig… fasserin gibt ein treues Spiegelbild jener … sichtigen Verhältnisse, die dem Uneinge… eine ununterbrochene Reihe von Glück un… zu sein scheinen, in Wahrheit aber ein… intimster Tragödien sind. In der zweite… des atemlos spannenden Buches wech… Segnet: an Stelle des blanken Hofpark… die alte Erbscholle, das Vaterhaus, … Schauplatz eines tiefergreifenden Fa… Seelendramas wird.

23. **Der Inspektor auf Siltala. Von … Selmer-Geeth. Aus dem Schwed…**

Ein einsames Gut in Finnland ist der … platz dieser außerordentlich unterhaltend… schichte, deren Held, ein durch den Alk… dentlich angebrannter gräflicher Junggese… auf eine ebenso extremliche wie amüsant… kurieren läßt.

24. **Der Nebelreiter und andere Gesch… Von Helene Raff.**

Die fünf Novellen dieses prächtigen Ban… zählen von ernsten seelischen Konflikten, … von den Irrungen, darein die Handelnde… eigene und fremde Schuld verstrickt werde… sehen sie ringen und leiden, bis eine Sc… wende oder ein befreiender Entschluß … worrenen Fäden zerreißt und dem unterg… zum Siege verhilft.

Nr. 728. Stuttgart, Silberburgstraße 189, den 6. Juli 1912. — J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google